PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

SCHWERTER ZU PFLUGSCHAREN · MICHA 4.3

Gedenken zum 9. November
in der Ökumenischen FriedensDekade (6. – 16.11.2022)

Könnte ich doch hören, was Gott, der HERR, redet

Psalm 85,9

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Inhalt

2 **Editorial**
Jutta Weduwen

4 **Geleitwort**
Jörg Lüer

6 Zum Tod von Peter von der Osten-Sacken (3.3.1940 – 28.6.2022)
Christian Staffa

I. Anstöße aus der biblischen Tradition

Impulse für den 6. November

12 **Psalm 85,9**
Könnte ich doch hören, was Gott, der HERR, redet
Matthias Loerbroks

16 **Andacht**
Zu Beginn der Friedensdekade 3. letzter Sonntag im Kirchenjahr
Schwerter zu Pflugscharen? (Micha 4,3)
Martin Vorländer

Impulse für den 9. November

18 **Liturgie**
Am 9. November 2022
Vorgestellt von der AG Theologie der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

25 **Predigt**
Zum 9.11. über Lukas 22, 31-34
Ilse Junkermann

Impulse für den 13. November

30 **Homilie**
Zu Psalm 50 mit Übersetzung aus dem Hebräischen
Lorenz Wilkens

35 Messianische Kraft. Gedanken zur Parabel von der bittenden Witwe
(Predigttext Lukas 18, 1 – 8 am 13.11.2022)
Angelika Obert

II. ASF-Freiwillige berichten

40 Der Beitrag der Freiwilligen kann darin bestehen, Erzählungen zu sammeln
Daria Yemtsova

43 Auf den Spuren der Familie Affenkraut
Johanna Sarah Mai

III. Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

50 Erinnerungspolitische Rhetorik im Krieg gegen die Ukraine
Über Gründe und Schwierigkeiten von Vergleichen
Jakob Stürmann

55 Vergelt´s Gott! Ein friedensethischer Einspruch
Gabriele Scherle und Peter Scherle

59 Ölbäume, Brüder und Bindestriche. Die Entwicklung christlich-jüdischer Beziehungen im Spiegel ihrer Metaphern
Karma Ben Johanan

IV. Literaturempfehlungen

72 Fesselnde Geschichte
Angelika Obert

73 Literaturempfehlungen mit Kinder- und Jugendliteratur
Ingrid Schmidt

76 Literaturempfehlungen
Helmut Ruppel

84 **Kollektenbitte**

85 **Impressum**

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de/predigthilfe. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

das Motto der diesjährigen Ökumenischen FriedensDekade für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung ist ZUSAMMEN:HALT. Als es beschlossen wurde, ahnten wir nicht, wie der zerstörerische Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine uns erschüttern würde. Bereits vor dieser Ausdehnung des Krieges standen wir vor Herausforderungen, die am Überleben der Menschheit rütteln. Dieser Krieg nun fordert von uns ganz neu Zusammenhalt und Solidarität mit den Menschen in und aus der Ukraine. Und reißt an unserem Zusammenhalt in der Frage nach dem jetzt Richtigen und Gebotenen. Könnten wir doch hören, was Gott, der HERR, redet!

Die Anstöße aus der biblischen Tradition in dieser Predigthilfe geben Impulse zum Hinhören an den Sonntagen in der FriedensDekade. Sie suchen Frieden, den wir Menschen nicht mit Waffen und nicht mit Pflugscharen erzwingen können. Sie wollen Hoffnung auf die unauffällige Anwesenheit des Reiches Gottes auch in Zeiten des Terrors und der Gewalt wecken. Zentral stehen Liturgie und Predigt zum 9. November, dem Gedenktag an die Pogrome gegen Jüdinnen und Juden 1938. Ohne Erinnerung und Anerkennung von Schuld kann kein Frieden werden. So bleibt das Gedenken der Kern unserer Predigthilfe auch in dieser FriedensDekade.

Die Verbrechen gegen Jüdinnen und Juden sind für die Nachkommen der Überlebenden bis heute schmerzhaft präsent. Johanna Sarah Mai, Freiwillige 2019 in den USA, berichtet von ihren Recherchen über das jüdische Mädchen Leni Affenkraut und ihre Familie, die wie sie selbst aus Leipzig stammte. Ihre Begegnung mit Angehörigen der Familie Affenkraut ist zutiefst berührend. Daria Yemtsova aus Kyiv, Freiwillige 2022 in den Gedenkstätten Brandenburg a. d. Havel ging auf Spurensuche nach ehemaligen Zwangsarbeiter*innen in einem Dorf bei Kyiv. Sie wünscht sich, dass auch künftig viele Freiwillige ungehörte Geschichten erzählen.

In den zeitgeschichtlichen und politischen Bezügen dieser Predigthilfe geht es unter anderem um Gründe und Schwierigkeiten von historischen Vergleichen und um überlagerte Erinnerungsdiskurse in der Ukraine. Auf aktuelle Debatten in der Friedensbewegung gibt es einen friedensethischen Einspruch. Zudem veröffentlichen wir Auszüge aus der Antrittsrede von Prof. Dr. Karma Ben Johanan für den Lehrstuhl für Geschichte und Gegenwart des christlich-

jüdischen Verhältnisses an der Humboldt-Universität. Wir sind für ihren kritischen Beitrag zum Dialog sehr dankbar, nicht zuletzt im Kontext des Gedenkens an die auch christliche Gewalt gegen Jüdinnen und Juden am 9. November.

An dieser Stelle soll eines anderen wichtigen Partners im christlich-jüdischen Dialog gedacht werden. Im Juni 2022 verstarb Prof. Dr. Peter von der Osten-Sacken. Er förderte das theologische Nachdenken auch von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* nachhaltig. Dankbar für seine Impulse und seine Begleitung nehmen wir traurig Abschied von einem prägenden Lehrer und Freund. Dr. Christian Staffa hat für dieses Heft einen Nachruf geschrieben

Wie immer finden Sie in dieser Predigthilfe Literaturempfehlungen und Anregungen zum Weiterlesen, für die wir den Rezensent*innen Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel sehr danken.

Ich danke allen Autor*innen für ihre Beiträge und unserem ehrenamtlichen Redaktionsteam mit Lorenz Wilkens, Gabriele Scherle, Angelika Obert, Marie Hecke und Matthias Loerbrocks für die Gestaltung der Predigthilfe. Ich wünsche Ihnen, liebe Leser*innen, eine gute Lektüre.

Ihre *Jutta Weduwen*
Geschäftsführerin

Porträts in dieser Predigthilfe: In diesem Heft finden Sie fotografische Porträts von ukrainischen Überlebenden der NS-Verfolgung, die die ukrainische Fotografin Lesya Kharchenko im Auftrag der *Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft* aufgenommen hat. Begegnungen mit Überlebenden und die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen sind maßgebliche Bezugspunkte für die Arbeit von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* und ein leitendes Motiv auch unserer Predigthilfen. Wir danken der Fotografin und der Stiftung für die freundliche Bereitstellung der Fotos.

Geleitwort

Jörg Lüer

Als ich Anfang Juni in Butscha war, kam mir die Frage Gottes an Ezechiel (Ez. 37) in den Sinn, als er ihn auf die Ebene führte, die mit Gebeinen übersät war: »Menschensohn, können diese Gebeine wieder lebendig werden?« Die schnellen und selbstgewissen Antworten auf diese Frage verbieten sich. Ezechiels Antwort lautete: »Nur Du Herr allein weißt es.« Diese kluge und zugleich demütige Haltung, die nicht vorschnell über die Opfer Israels, in denen wir die Opfer der menschlichen Geschichte erkennen, hinweggeht sondern sich von ihnen ansprechen lässt, war und ist die Voraussetzung für wirkliches Friedenshandeln.

Der Krieg gegen die Ukraine hat seit dem 24. Februar eine neue Qualität angenommen. Der verbrecherische Angriff der Russischen Föderation ist ein Angriff auf die Ukraine als Nation sowie die europäische Idee. Dieser Krieg trifft uns alle ins Herz. Das Leid unserer Partner*innen in der Ukraine aber auch die wachsende Repression gegenüber unseren russischen Partner*innen in Russland lassen uns nicht unberührt. Zugleich herrscht vielfältiger Streit unter uns über die richtige Bewertung und die richtige Reaktion auf dieses Geschehen sowie darüber, was zu dieser Situation geführt hat. Dabei geht es nicht nur um die Diskussion von Sachverhalten. Vielmehr sind wir in unseren Identitäten grundlegend herausgefordert. Im Angesicht der Gewalt stellt sich für jeden und jede von uns die Frage, wie wir uns zu dieser Gewalt verhalten. Das hat konkrete Auswirkungen auf unser Verhältnis zueinander aber vor allem auch zu unseren Partner*innen. Es ist typisch für Gewalterfahrungen, dass sie die Versuchung mit sich bringen, sich zurückzuziehen in Kreise, in denen man das eigene Denken bestätigt bekommt: Eine nachvollziehbare aber trügerische Reaktion auf die erlebte Verunsicherung. In längerer Sicht liegt auf solcherlei Rückzug kein Segen, denn er verstärkt die Spaltung, die die Gewalt mit sich bringt. Wir sind daher gut beraten, uns einander soweit es geht auszusetzen und die Spannungen ernsthaft und konstruktiv auszutragen. Damit wir aber nicht in einen heil- und kraftlosen Relativismus verfallen, der alles belanglos neben einander stellt und nur eine andere Art des Wegschauens darstellt, kommt es darauf an, an den Verletzungen und den Opfern Maß zu nehmen und unser Handeln zuvörderst an ihren Bedürfnissen auszurichten. Die große Hilfsbereitschaft gegenüber den Geflüchteten aus der Ukraine ist in diesem Zusammenhang ein Zeichen der Hoffnung.

Es kommt entscheidend auf die praktischen Haltungen an, die wir entwickeln und mit denen wir den in der Situation liegenden Versuchungen begegnen. Das Wegschauen, sei es durch Relativieren, durch Flucht ins Pazifistisch-prinzipielle oder durch Ignorieren ist ein hilfloser Versuch, dem Schrecken auszuweichen, als ob er uns nicht betreffen würde. Es ist zugleich eine Abwendung von den Opfern, als ob sie uns nicht betreffen würden. Geben wir uns angesichts der Verbrechen und des Schreckens nicht unseren Ohnmachtsgefühlen hin. Den Aggressoren klar entgegenzutreten und den Angegriffenen zur Hilfe zu kommen, ist das Gebot der Stunde. Aber geben wir uns auch nicht Macht- und Gewaltphantasien hin, sondern bemühen wir uns um eine klare und nüchterne Sicht auf die Dinge. Machen wir uns vor allem ehrlich klar, dass wir nur die Wahl zwischen größeren und geringeren Übeln, zwischen größerer und geringerer Schuld haben.

Immanuel Kant hat uns ins Stammbuch geschrieben, dass es darauf ankommt, auch im Krieg den Frieden vorzubereiten. Dies tun wir, indem wir der Gewöhnung an die Gewalt entgegenwirken, uns nicht im Skandal dieses Krieges einrichten, aber auch indem wir die Frage fest in den Blick nehmen, was wir den Opfern, vor allem in der Ukraine aber auch weltweit – ich denke zum Beispiel an die mit dem Krieg verbundenen Hungersnöte im Globalen Süden – schuldig sind.

Die Erinnerung an den 9. November 1938 hält in dieser Hinsicht viele hilfreiche Lehren bereit. Ich bin daher dankbar, dass *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* an der guten und bewährten Tradition der Predigthilfe zum 9. November festhält. Gerade in Zeiten der Verwirrung, der Erschütterung und der Orientierungssuche ist es wichtig, immer wieder innezuhalten und sich auf den auszurichten, von dem her alleine wir Erlösung erhoffen. Damit dies nicht zu pseudotröstlicher Weltflucht verkommt, ist es wichtig, die Verheißung an unsere konkreten historischen Erfahrungen zurückzubinden. Der 9. November 1938 ist ein unverzichtbarer Bestandteil dieser Erfahrungen. Die Erinnerung an ihn hilft uns, die Frage zu beantworten, was heute zu tun ist.

Dr. Jörg Lüer ist Geschäftsführer der Deutschen Kommission Justitia et Pax. Seit 2011 ist er Kuratoriumsmitglied bei ASF und 1987/88 war er ASF-Freiwilliger in der IJBS Auschwitz.

Zum Tod von Peter von der Osten-Sacken (3.3.1940 – 28.6.2022)

Christian Staffa

Der HERR steht mir zur Rechten, so wanke ich nicht. (Ps 16,8)

Paulus sagt: Gottes Hilfe habe ich erfahren bis zum heutigen Tag und stehe nun hier und bin sein Zeuge. (Apg 26,22)

Diese Verse bildeten Losung und Lehrtext am 28. Juni, dem Todestag von Peter von der Osten-Sacken. Sie berühren Charakter und Glauben dieses Lehrers der Kirche, der sein Leben dem jüdisch-christlichen Dialog und damit einem besseren und angemessenen, am Gespräch mit dem Judentum orientiertes Verständnis christlicher Glaubens- und Lebensformen widmete. Ein echter Zeuge, der von seiner Zunft nicht geliebt wurde und wird, der aber nicht wankte und doch wusste, dass er auf Gottes Hilfe angewiesen war.

Nahe Marienburg geboren, dann als Flüchtling und Pfarrfamilienkind in der neuen »Heimat« eher geduldet als geliebt, gerettet von der gegenseitigen Liebe zum Fußball wurde er Neutestamentler, weil seine Gesundheit keinen Profisport erlaubte. Von 1973-1993 war er Professor für Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Berlin (West) und damit jüngster Professor in Berlin umgeben von einer Professorenschaft, die zu zwei Dritteln zur ultrakonservativen Notgemeinschaft Freie Universität gehörte. Er übernahm das Institut »Kirche und Judentum« von Günter Harder und baute es als Schnittstelle von Wissenschaft und Kirche mit einer unglaublichen Publikationstätigkeit aus. Sein Credo war, preiswerte und qualitativ hochwertige Bücher für alle Interessierten zu produzieren, um das kirchliche Bewusstsein, wenn ich so sagen darf, zu verändern. Als er zwei Jahre Rektor der kirchlichen Hochschule war, war ich AStA-Vorsitzender und er mein einziger institutioneller lehrender Lichtblick neben den Lehrenden, die wir selbstverantwortet als AStA an die Hochschule holten, um etwas Vernünftiges zu lernen. Mir wurde klar, dass er neben dem Ausbau des Institutes »Kirche und Judentum« bezogen auf die Veränderung des Lehrkörpers einen für mich als 20jährigen unvorstellbar langen Atem hatte. Aber in Teilen gelang der Umbau mit Neuberufungen tatsächlich schon zu meiner Studienzeit. Ab 1993 bis zu seiner Emeritierung 2005 war er dann nach Auflösung der Kirchlichen Hochschule Professor für Neues Testament und Christlich-Jüdische Studien an der Humboldt-Universität Berlin. Leiter des Institutes blieb er bis 2007. 2000 bat er mich in das

Kuratorium des Institutes zu kommen, weil er befürchtete, dass diese Schnittstelle weder von der Universität noch der Kirche nachhaltig bejaht würde. In manchen Krisen nach 2007 bewahrheitete sich seine Befürchtung besonders an der Universität, der Verlag wurde aufgelöst, die Publikationen der Evangelischen Verlagsanstalt (EVA) überlassen. Nun, diese Phase ist überwunden und er hat mit Freude gesehen, dass eine tragfähige Leitung und eine Stiftungsprofessur das Institut neu beleben konnten.

2005 erhielt er die »Buber-Rosenzweig-Medaille« für sein unermüdliches und leidenschaftliches Engagement, das Judentum als eine eigenständige und einzigartige Größe anzuerkennen, den traditionellen judenfeindlichen Einstellungen, Denkmustern und Verhaltensweisen abzusagen und den Weg der Umkehr zu einer theologischen Neuorientierung des christlichen Verhältnisses zu Juden und Judentum zu bahnen.

Seine Leidenschaft galt eben dieser Neuorientierung, aber eben nicht nur wissenschaftlich, sondern auch kirchlich.

Zu *ASF* hatte er schon Kontakt als Volkmar Deile Geschäftsführer war. Er schrieb seit 1978 für die Israel-Predigthilfen. Seine Beiträge brachte dann Wolfgang Raupach in einem Buch zusammen »Weisung fährt von Zion aus, von Jerusalem Seine Rede. Exegesen und Meditationen zum Israelsonntag«, Berlin 1991. Ein immer noch wunderbar lesbares und inspirierendes Buch. Immer wieder haben wir ihn zu meiner Geschäftsführerzeit mit Erfolg gebeten, Predigtmediationen und Exegesen für die Predigthilfen zu schreiben. Zuletzt kam er auf *ASF* zu, weil wir beide in Buchproduktion verliebt waren, um die zweite Auflage der »Präfamina. Einleitungen zu den Lesungen des Gottesdienstes« neu bearbeitet von *ASF* herauszubringen. Hier wurde sein Bestreben deutlich, dem *ASF* sich bedenkenlos anschließen konnte, die Kontexte der Predigttexte, die in Gottesdiensten meist ex machina verlesen werden, aus einer jüdisch-christlichen Perspektive zu erschließen. Inzwischen ist davon 2015 die 6. Auflage erschienen.

Zum 500. Geburtsjahr von Martin Luther 1984 beschrieb er Aufbrüche mit Martin Luther in dem Buch »Katechismus und Siddur«, das überraschend viele Ähnlichkeiten des so gesetzesfeindlichen Luther in seinem »Katechismus mit dem Siddur« feststellt. Luther ließ ihn nicht los, denn er war überzeugt davon, dass wir Luther nicht einfach dem christlichen Antijudaismus überlassen können. Dabei hat er Luthers Protoantisemitismus, das war der Begriff für Luthers Judenfeindschaft, auf den wir uns einigten, nie beschönigt, aber eben doch versucht, die Ambivalenzen und seine exegetischen Stärken nicht zu vernachlässigen. Ganz im Sinne Albert Friedländers, der 1983 in einem fiktiven

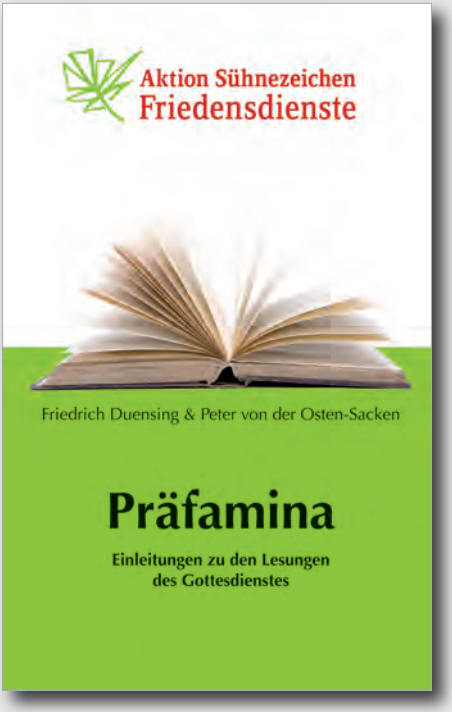
Gespräch mit Luther sagte: »Du hast uns das Alte Testament gerettet, nun schließe die Folterkammer.«

Noch einmal zusammen kam seine Fußballleidenschaft mit der Theologie und seinem gesellschaftlichen Engagement als er den Moses-Mendelssohn-Preis zur Förderung von Toleranz gemeinsam mit Jérôme Boateng 2016 verliehen bekam.

Seine letzten beiden Bücher waren der großartige Galater-Kommentar »Der Brief an die Gemeinden in Galatien« mit Vertiefungen, die den Galaterbrief auf aktuelle Konfliktlagen wie zum Beispiel die Beschneidungsdebatte hin auslegte, und das Büchlein »Die Bibel und ihre kühnen Geschichten« zur Genesis für Kinder zwischen 12 und 120 von ihm illustriert und für seine Enkelin und Enkel aufgeschrieben. Ganz nah ist er da seinem Paulusverständnis von Glaubens-, Liebes- und Hoffnungsgeschichten. Der Geist, der sich auch immer solidarisch mit den Marginalisierten zeigte, ihre Geschichten erzählte, Paulus Geschichte und eben die des Gottes Israel und des Vaters Jesu Christi, ging ihm nie aus, aber leider sein Atem. Er war ein großes Geschenk: theologisch, emotional, als Weg- und Zeitgenosse, ein Lehrer, ein Freund, a mensch. Peter von der Osten-Sacken wird uns fehlen.

Dr. Christian Staffa war von 1999 bis 2012 ASF-Geschäftsführer und ist heute der Beauftragte der EKD für den Kampf gegen Antisemitismus.

Der Nachruf erschien in geänderter Form in »die Kirche« vom 10.7.2022



Präfamina

Die Präfamina leiten Lesungen im christlichen Gottesdienst mit kurzen Sätzen ein, sodass auch weniger bibelfeste Hörer*innen etwas Wesentliches erfassen können. Sie ziehen liturgische Konsequenzen aus dem christlich-jüdischen Gespräch und helfen, Sprache und Orientierung in den Herzstücken des christlichen Gottesdienstes zu finden.

Sie können die Präfamina bei ASF bestellen:

Preis 5 Euro,
ab 20 Stück 4 Euro,
ab 50 Stück 3 Euro.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Infobüro
Auguststraße 80, 10117 Berlin
Telefon 030 / 28 395-184
infobuero@asf-ev.de

Weitere Publikationen finden Sie im ASF-Webshop:
www.asf-ev.de/webshop

Ihr ganzes Leben lang lebten Liudmyla und ihre Familie in einer Mazanka – einem traditionellen Haus, das aus Lehm gebaut wird. Es gab weder eine Toilette noch einen Fernseher oder ein Radio. Liudmyla hatte nur ein Bett und einen Tisch in ihrem Zimmer. Ohne richtigen Fußboden.

»Ich wurde während der Besatzung in einem Roma-Lager geboren. Deutsche Soldaten griffen unser Lager in der Nähe von Smila, Oblast (Verwaltungsgebiet) Tscherkassy, an. Sie fingen an zu schießen. Mein älterer Bruder nahm mich hoch und floh. Wir überlebten. Mein Bruder wurde Stallknecht. Ich arbeitete als Wahrsagerin im nahe gelegenen Einkaufszentrum Zolotonosha.«

Liudmylas Enkelkinder gehören zur ersten Generation in der Familie, die zur Schule geht. Urenkel wachsen heran. Wir sind voller Hoffnung.

Liudmyla Serdiuchenko
1943–2018, Stadt Zolotonosha,
Verwaltungsgebiet Tscherkassy
Genozid an den Rom*nja

I. Anstöße aus der biblischen Tradition

Psalm 85,9

Könnte ich doch hören, was Gott, der HERR, redet

Matthias Loerbroks

Dieser Stoßseufzer aus Psalm 85 ist Textgrundlage und Beginn einer Ansprache, die Dietrich Bonhoeffer am 28. August 1934 bei einer gemeinsamen Tagung des *Weltbundes für die Freundschaftsarbeit der Kirchen* und *Life and Work (Praktisches Christentum)* – zwei Vorläufer des später entstandenen Weltrats der Kirchen – auf Fanö, Dänemark, hielt. Bonhoeffer führt das Psalmzitat noch etwas weiter: »Ach daß ich hören sollte, was der Herr redet, daß er Frieden zusagte seinem Volk und seinen Heiligen« – die restlichen Worte des Psalmverses zitiert er nicht, sie schwingen aber in seiner Ansprache deutlich mit: dass sie nicht in Torheit geraten.

Es handelt sich um eine Andacht – Bonhoeffer stellt hier nicht Überlegungen zur Diskussion, sondern er predigt, er verkündet. »Daß er Frieden zusagte seinem Volk« – das bedeutet für ihn gewiss auch, dass Gott Frieden gemacht hat in Jesus Christus, vor allem aber: dass er Frieden gebietet ohne Wenn und Aber. Und: »Ach daß ich hören könnte, was der Herr redet« – da denkt der Prediger nicht an sein eigenes Ich, das sich danach sehnt, durch Gottes Wort orientiert und geleitet zu werden. Er denkt an ein kollektives Ich der Kirchen der Welt, das so eindeutig hört, was Gott redet, und dies Wort so klar weitersagt, »daß die Welt es hört, zu hören gezwungen ist, daß alle Völker darüber froh werden müssen. [...] Nur das eine *große ökumenische Konzil* der *Heiligen Kirche Christi* aus aller Welt kann es so sagen, daß die Welt zähneknirschend das Wort vom Frieden vernehmen muß und daß die Völker froh werden, weil

diese Kirche Christi ihren Söhnen im Namen Christi die Waffen aus der Hand nimmt und ihnen den Krieg verbietet und den Frieden Christi ausruft über die rasende Welt.« Bonhoeffer schlägt nicht vor, ein Konzil einzuberufen – er will, dass die Versammlung auf Fanö sich als ein solches Konzil versteht und betätigt: »Das ökumenische Konzil ist versammelt, es kann diesen radikalen Ruf zum Frieden an die Christusgläubigen ausgehen lassen. [...] Wir wollen reden zu dieser Welt, kein halbes, sondern ein ganzes Wort, ein mutiges Wort, ein christliches Wort. Wir wollen beten, daß uns dieses Wort gegeben werde – heute noch – wer weiß, ob wir uns im nächsten Jahr noch wiederfinden?« Das Gebet darum, »daß uns dieses Wort gegeben werde«, deutet es an: Bonhoeffers »heute noch« signalisiert nicht nur die politische Dringlichkeit, da klingt auch ein biblisches Heute an: Heute, wenn ihr auf seine Stimme hört, verstockt euer Herz nicht (Ps 95,7f.; Hebr 3,7f.; 4,7).

»Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit« – dieser Satz aus Bonhoeffers Fanöer Rede stand auf einem Transparent bei einer großen Friedensdemonstration während des Hamburger Kirchentags 1981. Nicht alle Demonstrant*innen werden ihn frohgemut, gar übermütig mitgetragen haben, einige eher zitternd und zagend, voll Angst vor der eigenen Courage angesichts seiner Kühnheit. Doch auch die waren der Meinung, dass jedenfalls die Wege bisheriger Sicherheits*politik* nicht zu Frieden führen, nicht einmal zu Sicherheit, sondern in Lebensgefahr.

Anfang der achtziger Jahre entstand sehr rasch eine sehr große Friedensbewegung – die *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* war davon ein wichtiger und kräftiger Teil. Die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen machte nach Auffassung Vieler, sehr Vieler einen Atomkrieg wahrscheinlicher; sie gingen darum zu Tausenden, bisweilen zu Hunderttausenden auf die Straße. Der Atomphysiker und Philosoph Carl-Friedrich von Weizsäcker – er hatte sich schon seit den fünfziger Jahren mit der Gefahr eines Atomkriegs beschäftigt – teilte diese Einschätzung der Situation. Er griff aus der Fanöer Rede das Wort vom ökumenischen Konzil auf, doch anders als Bonhoeffer setzte er nicht darauf, dass ein solches Konzil spontan geschieht, sondern kämpfte dafür, dass es offiziell einberufen wird. Selbstverständlich scheiterte diese Idee an Rom – ein Konzil, an dem die katholische Kirche als eine unter mehreren teilnimmt, war und ist für das katholische Kirchenverständnis völlig undenkbar. Stattdessen verständigte man sich auf einen konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Das Thema Friede wurde mit zwei anderen großen Menschheitsfragen in Beziehung gebracht, bei den Zielen Friede und Gerechtigkeit freilich auch in Spannung: Ist Ungerechtigkeit hinzunehmen, um Frieden zu erhalten oder zu schaffen, weil Krieg noch

schlimmer, das schlimmste Unrecht ist? Doch ist Friede ohne Gerechtigkeit brüchig, nicht haltbar? Verpflichtet umgekehrt großes Unrecht zum militärischen Eingreifen Anderer, also zum Krieg, weil eine *responsibility to protect* besteht?

Fast genau vier Jahre nach Bonhoeffers Ansprache, am 19. September 1938, schreibt Karl Barth einen Brief an seinen Prager Kollegen Josef Hromádka. Noch ist das Münchner Abkommen nicht geschlossen, doch Barth rechnet bereits damit, dass England und Frankreich »den unsinnigen Forderungen Deutschlands« zustimmen werden, was sie zehn Tage später auch taten. »Das eigentlich Furchtbare ist ja nicht der Strom von Lüge und Brutalität, der von dem hitlerischen Deutschland ausgeht, sondern die Möglichkeit, daß in England, Frankreich, Amerika – auch bei uns in der Schweiz – vergessen werden könnte: mit der Freiheit Ihres Volkes steht und fällt heute nach menschlichem Ermessen die von Europa und vielleicht nicht nur von Europa. [...] Wird Ihre Regierung und Ihr Volk dann dennoch und erstrecht fest bleiben? Es steht mir vor Augen, was für eine unendliche Last und Not Sie damit auf sich ziehen würden. Dennoch [...] Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns – und, ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch für die Kirche Jesu Christi tun, die in dem Dunstkreis der Hitler und Mussolini nur entweder der Lächerlichkeit oder der Ausrottung verfallen kann. Merkwürdige Zeiten, lieber Herr Kollege, in denen man bei gesunden Sinnen unmöglich etwas Anderes sagen kann, als daß es um des Glaubens willen geboten ist, die Furcht vor der Gewalt und die Liebe zum Frieden entschlossen an die zweite und die die Furcht vor dem Unrecht, die Liebe zur Freiheit ebenso entschlossen an die erste Stelle zu rücken! [...] Sicher ist nur eines: Daß, was von menschlicher Seite an Widerstand möglich ist, an der Grenze der Tschechoslowakei geleistet werden muss und daß das gute Gewissen, mit dem man ihn leisten wird, – und damit der letzte Erfolg! – davon abhängt, daß möglichst Viele ihr Vertrauen nicht auf Menschen, Staatsmänner, Geschütze und Flugzeuge, sondern auf den lebendigen Gott und Vater Jesu Christi setzen.«

Karl Barth war für Dietrich Bonhoeffer ein wichtiger theologischer Lehrer, und es ist wahrscheinlich, dass dessen Brief ihm aus dem Herzen sprach – vier Jahre nachdem er auf Fanö so kräftig ganz anders geredet hatte. 1934 setzte er große Hoffnungen auf die Ökumene und auf die kurz zuvor in Barmen gegründete Bekennende Kirche, kämpfte dafür, dass die Ökumene die Bekennende Kirche und nicht die Reichskirche als die Kirche in Deutschland anerkennt. Inzwischen ist er von seiner Kirche enttäuscht – als Opposition fiel sie aus; 1938 forderte ihre Leitung von ihren Pfarrern einen Treueeid auf Hitler,

den der NS-Staat gar nicht verlangt hatte. Die Enttäuschung über die Bekennende Kirche brachte Bonhoeffer dazu, sich dem konspirativen und gewaltbereiten Widerstand anzuschließen. Jahre später notierte er im Tegeler Gefängnis: »Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein« – jenes Wortes, das er 1934 von den Kirchen der Welt erhofft hatte. Alles hat seine Zeit, heißt es in Prediger 3, Krieg hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.

Könnte ich doch hören, was Gott, der HERR, redet – der Psalmdichter ist sich sicher, was da zu hören ist: dass er Frieden verkündet, er möchte es aber hören, weil kein Friede ist. Auch sein Interpret von 1934 ist sich sicher, dass Gott Frieden verkündet und Frieden gebietet, doch auch er möchte das hören – »beten, daß uns dieses Wort gegeben werde« –, möchte zudem, dass die Hörenden das Gehörte geradezu schlagend, zwingend zu Gehör bringen. Und wir? Wir stimmen ein in diesen Stoßseufzer, sehnen uns danach, klar und kräftig hören zu können, was Gott redet – jetzt und hier und zu uns.

Dr. Matthias Loerbroks ist Pfarrer im Ruhestand, Mitglied der AG Theologie und der Predigthilfe-Redaktion der *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*.

Andacht

Zu Beginn der Friedensdekade 3. letzter Sonntag im Kirchenjahr
Schwerter zu Pflugscharen? (Micha 4,3)

Martin Vorländer

Ich habe diese Woche nachts geträumt, ich wäre im Krieg und müsste zur Waffe greifen. In meinem Traum bin ich davongelaufen. Mir geht es wie vielen anderen: Der Krieg in der Ukraine treibt mich um bis in den Schlaf hinein. Die Frage zerreißt mich: Was hilft, um Russlands Angriff zu stoppen und das Grauen des Tötens zu beenden?

Als 19-Jähriger habe ich den Kriegsdienst verweigert und Zivildienst geleistet. Als Christ bin ich geprägt von den Sätzen Jesu wie »Selig sind, die Frieden stiften« und »Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, halte ihm auch die andere hin«.

Aber es wäre eine Anmaßung, wenn ich das hier im friedlichen Deutschland von den Menschen in der Ukraine verlange, die sich gegen Putins Armee verteidigen. Es steht mir nicht zu, aus der sicheren Ferne andere zu Gewaltlosigkeit aufzurufen, die ihr Leben einsetzen, weil sich der Aggressor ihr Land einverleiben will. Das Recht des Stärkeren hätte gesiegt, das Unrecht triumphiert. Vielleicht wäre der Krieg dann zu Ende, weil der Schwächere am Boden liegt und sich nicht mehr wehren kann. Aber das wäre kein wahrer Frieden. Das wäre ein falscher, blutiger Frieden.

In der Bibel gibt es Frieden nicht ohne Gerechtigkeit. Das ist mir neu klargeworden. Gerechtigkeit bedeutet: Unrecht bleibt nicht ungesühnt. Menschen und ganze Völker, die andere angreifen, müssen sich verantworten und werden gerichtet. Schon jetzt haben europäische Ermittler und der Internationale Strafgerichtshof angefangen, die mutmaßlichen Kriegsverbrechen von Butscha und anderen Orten in der Ukraine zu untersuchen und Beweise zu sammeln.

Doch kein Gericht der Welt kann vollkommene Gerechtigkeit herstellen. Die Morde sind begangen worden. Wenn eines Tages die Kriegsverbrecher verurteilt werden, ist das eine Genugtuung. Aber die Toten werden dadurch nicht wieder lebendig. Die Vorstellung in der Bibel ist: Gott zieht am Ende die Gewalttäter zu Rechenschaft und stellt für die Opfer Gerechtigkeit her.

Das drückt eine der großen Friedensvisionen in der Bibel aus. Auch in ihr geht es an erster Stelle um Gericht und Gerechtigkeit. Im Prophetenbuch Micha

heißt es: »Er wird unter vielen Völkern richten und mächtige Nationen zurechtweisen in fernen Ländern.« Am Unrecht wird also nicht einfach übergangen. Es findet ein Gericht statt. Ohne einen Ausgleich für den Schaden gibt es keinen Frieden. Auch in dieser großen biblischen Vision fällt Frieden nicht einfach vom Himmel. Der Weg vom Krieg zum Frieden führt über die Gerechtigkeit.

Erst dann heißt es weiter im Prophetenbuch Micha: »Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.« (Micha 4,3) Schwerter zu Pflugscharen, das kommt als zweiter Schritt auf dem Weg zum Frieden. Der erste Schritt ist, dass Gott richtet und für Gerechtigkeit sorgt.

Das ist eine Vision für das Ende der Zeit. Sie tröstet. Und sie macht trotzig. Denn die Verbindung von Gerechtigkeit und Frieden gilt schon heute: Das Recht des Stärkeren darf nicht das letzte Wort behalten.

Und: Menschen sind nicht auf ewig dazu verdammt, Feinde zu bleiben. Bei Micha steht: »Sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.« Der Satz drückt aus: Man kann den Krieg auch wieder verlernen. Schwerter zu Pflugscharen, das ist und bleibt das Ziel, auch wenn der Weg dorthin gerade lang erscheint.

Das erleichtert keine der Entscheidungen, die derzeit getroffen wurden und anstehen: Der Ukraine noch mehr schwere Waffen liefern? Die Sanktionen schnell und konsequent auf Öl und Gas erweitern, auch um den Preis des eigenen wirtschaftlichen Wohlstands? Weniger heizen, das Auto so oft wie möglich stehen lassen? Welche Mittel gibt es noch, die zu einem gerechten Frieden führen? Bei allen Fragen ist eines vollkommen klar: Es darf kein falscher, kein fauler, es muss ein gerechter Frieden sein. Damit am Ende aus Schwertern Pflugscharen werden.

Martin Vorländer ist Evangelischer Pfarrer und Rundfunkbeauftragter der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau im Hessischen Rundfunk.

Die Radioandacht ist vom 29.04.2022, mit freundlicher Genehmigung für den Abdruck seitens Martin Vorländer und der Rundfunkarbeit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

Liturgie

Am 9. November 2022

Vorgestellt von der AG Theologie der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Musik zum Eingang

Vorwort für zwei Stimmen

9. November 2022.
    9. November 1938.
Das Glas splitterte.
    Sie zerrten die jüdischen Nachbar*innen aus ihren Wohnungen,
    misshandelten und verschleppten sie.
Sie plünderten ihre Geschäfte und verbrannten ihre Bethäuser.
    Bevor sie die Menschen verbrannten.

Schweigen

Das Glas splitterte.
    Noch immer stecken Splitter in Haut und Herz der Überlebenden,
    ihrer Kinder und Kindeskinder.
Splitter stecken auch in uns.
    Uns ist zum Schreien zumute.
Wir kommen zusammen, um zu gedenken.
    Wir kommen zusammen, um zu trauern.
Wir wissen: Es hat mit uns zu tun.

Lied *EG 404, 2-4.7*

2. Vergib mir meine Sünden / und wirf sie hinter dich; / lass allen Zorn verschwinden / und hilf mir gnädiglich; / lass deine Friedensgaben / mein armes Herze laben. / Ach, Herr, erhöre mich!

3. Vertreib aus meiner Seelen / den alten Adamssinn / und lass mich dich erwählen, / auf dass ich mich forthin / zu deinem Dienst ergebe / und dir zu Ehren lebe, / weil ich erlöset bin.

4. Befördre dein Erkenntnis / in mir, mein Seelenhort, / und öffne mein Verständnis, / Herr, durch dein heilig Wort, / damit ich an dich glaube / und in der Wahrheit bleibe / zu Trutz der Höllenpfort.

7. Nun, Herr, verleih mir Stärke, / verleih mir Kraft und Mut; / denn das sind Gnadenwerke, / die dein Geist schafft und tut; / hingegen meine Sinnen, / mein Lassen und Beginnen / ist böse und nicht gut.

Begrüßung mit dem Spruch des Tages und einem Impuls

Wer weiß, Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde. *(Jakobus 4,17)*

»Wir Deutschen haben den Zweiten Weltkrieg begonnen und schon damit mehr als andere unmessbares Leiden der Menschheit verschuldet: Deutsche haben in frevlerischem Aufstand gegen Gott Millionen von Juden umgebracht. Wer von uns Überlebenden das nicht gewollt hat, der hat nicht genug getan, es zu verhindern.«

(Aus dem Aufruf zur Gründung der Aktion Sühnezeichen, verlesen von Präses Lothar Kreyssig am 30. April 1958 auf der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland)

Lied *EG 241, 1.5.(8)*

1. Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, / die auf der Mau'r als treue Wächter stehn, / die Tag und Nächte nimmer schweigen / und die getrost dem Feind entgegengehn, / ja deren Schall die ganze Welt durchdringt / und aller Völker Scharen zu dir bringt.

5. Ach dass die Hilf aus Zion käme! / O dass dein Geist, so wie dein Wort verspricht, / dein Volk aus dem Gefängnis nähme! / O würd es doch nur bald vor Abend licht! / Ach reiß, o Herr, den Himmel bald entzwei / und komm herab zur Hilf und mach uns frei!

8. Du wirst dein herrlich Werk vollenden, / der du der Welten Heil und Richter bist; / du wirst der Menschheit Jammer wenden, / so dunkel jetzt dein Weg, o Heilger, ist. / Drum hört der Glaub nie auf, zu dir zu flehn; / du tust doch über Bitten und Verstehn.

Psalm 74

Die Gemeinde spricht die fett gedruckten Sätze.

In Dietrich Bonhoeffers Bibel steht am Rand von Vers 8
– sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land –: 9.11.38!
Wir hören die Stimme Israels und sprechen sie mit.

1 Warum, Gott, hast du verstoßen für immer,
raucht dein Zorn gegen die Schafe deiner Weide?

2 Gedenke deiner Gemeinde, die du ureinst erworben hast,
die du ausgelöst hast als Stamm deines Eigentums, dieses Berges Zion,
auf dem du wohnst.
3 Erhebe deine Schritte zu den ewigen Trümmern,
Erhebe deine Schritte zu den ewigen Trümmern,
alles hat der Feind verwüstet im Heiligtum.
4 Deine Widersacher brüllten mitten auf deiner Versammlungsstätte,
sie haben dort ihre Zeichen als Zeichen aufgestellt.
5 Es sah aus, wie wenn man emporhebt im Dickicht des Waldes die Äxte.
6 Und nun – ihre Holzschnitzereien allesamt mit Hammer und Beil
zerschlugen sie.
7 Sie haben Feuer in dein Heiligtum geworfen,
bis zur Erde haben sie die Wohnung deines Namens entweiht.
8 Sie haben in ihrem Herzen gesagt: »Wir wollen sie unterjochen allesamt«
sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.
Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.
9 Zeichen für uns haben wir nicht mehr gesehen, einen Propheten gibt es nicht mehr,
und keiner ist mehr bei uns, der wüsste: Wie lange noch?
10 Wie lange, Gott, wird höhnen der Widersacher,
wird der Feind deinen Namen lästern für immer?
11a Warum ziehst du deine Hand zurück?
Warum ziehst du deine Hand zurück?

Stille / Musik

11b Zieh deine Rechte aus deinem Gewand heraus, mach ein Ende!
Zieh deine Rechte aus deinem Gewand heraus, mach ein Ende!
12 Doch ist Gott mein König von ureinst her,
der Befreiung bewirkt mitten auf der Erde.
13 Du – du hast zerspalten mit deiner Macht das Meer,
du hast zerschmettert die Häupter der Schlangen über dem Wasser.
14 Du – du hast zerschlagen die Häupter Leviatans,
du hast ihn zum Fraß gegeben dem Volk der Wüstentiere.
15 Du – du hast gespalten Quelle und Bach,
du – du hast austrocknen lassen die immer fließenden Ströme.
16 Dein ist der Tag und ebenso ist dein die Nacht
Du – du hast zugerüstet Mondleuchte und Sonne.
17 Du – du hast festgesetzt alle Grenzen der Erde.
Sommer und Winter, du – du hast sie gebildet.

18 Gedenke doch: Der Feind hat dich gehöhnt, Adonai,
und ein Toren-Volk hat gelästert deinen Namen.
Ein Toren-Volk hat gelästert deinen Namen.
19 Nicht gib den wilden Tieren das Leben deiner Taube preis,
das Leben deiner Armen vergiss nicht für immer!
20 Schau auf den Bund,
denn voll sind die Schlupfwinkel des Landes von Gewalt
21 Nicht bleiben sollen die Bedrückten in Schande,
Arme und Elende sollen deinen Namen lobpreisen
22 Steh auf, Gott, streite deinen Streit,
Steh auf, Gott, streite deinen Streit,
gedenke deiner Verhöhnung, die von den Toren ausgeht den ganzen Tag.
23 Vergiss nicht das Geschrei deiner Widersacher,
den Lärm deiner Gegner, der ständig aufsteigt.

Eingangsgebet

Gott Israels, Vater Jesu Christi,
deine Widersacher entweihten die Wohnung deines Namens,
verbrannten die Gotteshäuser im Land.
Das waren Menschen wie wir,
viele getauft auf deinen Namen.

Der Hass gegen dein Volk,
so lange von der Kirche geschürt,
ist nicht erloschen.

Über den Abgrund der Schuld suchen wir dich,
hoffen auf deine Weisung und deine Nähe.

Amen

Lesung aus Helmut Gollwitzers Predigt zum Bußtag 1938

Die Lesung an diesem 9. November ist ein Auszug aus Helmut Gollwitzers Predigt am Bußtag 1938 in Berlin-Dahlem, eine Woche nach den Pogromen.

»Wer soll denn heute noch predigen? Wer soll denn heute noch Buße predigen? Ist uns nicht allen der Mund gestopft an diesem Tage? Können wir heute noch etwas anderes, als nur schweigen? Was hat nun uns und unserem Volk und unserer Kirche all das Predigen und Predigthören genützt, die ganzen Jahre und Jahrhunderte lang, als daß wir nun da angelangt sind, wo wir heute stehen, als daß wir heute haben so hereinkommen müssen, wie wir hereingekommen sind? [...]

Was muten wir Gott zu, wenn wir jetzt zu Ihm kommen und singen, beten, predigen, unsere Sünden bekennen, so, als sei damit zu rechnen, daß Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft! Ekeln muß es ihn doch vor unserer Dreistigkeit und Vermessenheit. Warum schweigen wir nicht wenigstens? Ja, es wäre vielleicht das Richtigste, wir säßen heute hier nur schweigend eine Stunde lang zusammen, wir würden nicht singen, nicht beten, nicht reden, nur uns schweigend darauf vorbereiten, daß wir dann, wenn die Strafen Gottes, in denen wir ja schon mitten drin stecken, offenbar und sichtbar werden, nicht schreiend und hadernd herumlaufen: wie kann Gott so etwas zulassen? – ach wie viele von uns werden´s dann ja tun und in ihrer Blindheit keinen Zusammenhang sehen zwischen dem, was Gott zuläßt, und dem, was wir getan und zugelassen haben. [...]
Nun wartet draußen unser Nächster, notleidend, schutzlos, ehrlos, hungernd, gejagt und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat. Jesus Christus wartet darauf!«[1]

Stille / Musik

Predigttext *Lukas 22,31-34*

31 Simon, Simon, siehe, der Satan hat begehrt, euch zu sieben wie den
Weizen. 32 Ich aber habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre.
Und wenn du dann umkehrst, so stärke deine Geschwister. 33 Er aber sprach
zu ihm: Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.
34 Er aber sprach: Petrus, ich sage dir: Der Hahn wird heute nicht krähen, ehe
du dreimal geleugnet hast, dass du mich kennst.

Lied *Singt! Jubilate! 48; Melodie EG 184*

1. Wir glauben: Gott ist in der Welt, / der Leben gibt und Treue hält. / Er fügt das All und trägt die Zeit, / Erbarmen bis in Ewigkeit.

2. Wir glauben: Gott hat ihn erwählt, / den Juden Jesus für die Welt. / Der schrie am Kreuz nach seinem Gott, / der sich verbirgt in Not und Tod.

3. Wir glauben: Gottes Schöpfermacht / hat Leben neu ans Licht gebracht, / denn alles, was der Glaube sieht, / spricht seine Sprache, singt sein Lied.

4. Wir glauben: Gott wirkt durch den Geist, / was Jesu Taufe uns verheißt: / Umkehr aus der verwirkten Zeit / und trachten nach Gerechtigkeit.

5. Wir glauben: Gott ruft durch die Schrift, / das Wort, das unser Leben trifft. / Das Abendmahl mit Brot und Wein / lädt Hungrige zur Hoffnung ein.

6. Wenn unser Leben Antwort gibt / darauf, dass Gott die Welt geliebt, / wächst Gottes Volk in dieser Zeit, / und Weggenossen sind nicht weit.

Amen

Predigt

Lied *EG 134, 1.2.6*

1. Komm, o komm, du Geist des Lebens, / wahrer Gott von Ewigkeit, / deine Kraft sei nicht vergebens, / sie erfüll uns jederzeit; / so wird Geist und Licht und Schein / in dem dunklen Herzen sein.

2. Gib in unser Herz und Sinnen / Weisheit, Rat, Verstand und Zucht, / dass wir anders nichts beginnen / als nur, was dein Wille sucht; / dein Erkenntnis werde groß / und mach uns von Irrtum los.

6. O du Geist der Kraft und Stärke, / du gewisser, neuer Geist, / fördre in uns deine Werke, / wenn des Satans Macht sich weist; / wappne uns in diesem Krieg / und erhalt in uns den Sieg.

Fürbitten

Gott Abrahams und Saras,
wir danken dir, dass Israel lebt als Licht der Völker.

Gott Isaaks und Rebekkas,
wir klagen dir das Leid der Verfolgten. Steh den Überlebenden bei und ihren Kindern und Kindeskindern. Geselle ihnen Menschen zu, die die Last ihrer Erfahrungen mittragen.

Gott Jakobs, Rachels und Leas,
wir danken dir für die Begegnungen und Freundschaften von Verfolgten und ihren Nachkommen mit uns. Segne und mehre diese Begegnungen und Beziehungen.

Gott, Vater Jesu Christi, du unsere Mutter,
wir bitten dich für uns, die Kirche. Befreie uns von unserem tief verwurzelten Hass auf Jüdinnen und Juden. Mach uns zu ihren treuen, verlässlichen Bundesgenoss*innen. Mach uns bereit und fähig zur Solidarität mit Menschen, deren Leben als minderwertig betrachtet, verächtlich gemacht, bedroht wird.

Gott, du Schöpfer und Liebhaberin des Lebens,
erweiche die Hartgesottenen, öffne die Verschlossenen, streite deinen Streit. Bewahre uns vor Selbstgerechtigkeit und Hochmut. Streite gegen unser ängstliches Beharren auf Privilegien. Finde dich nicht ab mit unserer Kälte, der Unfähigkeit zum Mitfühlen. Hilf uns, sie zu überwinden. Mach uns zu Menschen, die dir ähneln: zu freien und fröhlichen Liebhaber*innen des Lebens.
Vaterunser

Lied EG 58,10.11

10. Schließ zu die Jammerpforten / und lass an allen Orten / auf so viel Blutvergießen / die Freudenströme fließen.

11. Sprich deinen milden Segen / zu allen unsern Wegen, / lass Großen und auch Kleinen / die Gnadensonne scheinen.

Segen

Musik zum Ausgang

Die AG Theologie von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* setzt sich aus Ehrenamtlichen unterschiedlicher Generationen und beruflicher Hintergründe zusammen. Angesichts konstitutiver Judenfeindschaft in der Geschichte der Kirchen und des Versagens von Christ*innen in der NS-Zeit nicht nur gegenüber ihren jüdischen Geschwistern suchen die Mitglieder der AG gemeinsam nach Möglichkeiten theologischen Denkens und Sprechens im Heute. Zur AG gehören aktuell: Jasper Althaus, Christina-Maria Bammel, Johannes Gockeler, Marie Hecke, Thomas Heldt, Juni Hoppe, Christian Keller, Robert Kluth, Charlotte Kühn, Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Karoline Ritter, Aline Seel und Christian Staffa.

---

1 Helmut Gollwitzer, Predigt über Lukas 3,3–14, in: Ausgewählte Werke, München 1988, Band 1, 52–61.

Predigt

Zum 9.11. über Lukas 22, 31-34

Ilse Junkermann

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserm Vater, und unserm Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde!

Ob die Erinnerung an Jesu Worte immer zu spät kommt? Erst dann, wenn das eingetroffen ist, was er angekündigt hatte?

Bei Petrus war es so.

Und oft, ja fast immer, war es so bei allen, die wie Petrus und die anderen Jünger und Jüngerinnen Jesus nachfolgten – besser gesagt: nachfolgen wollten. So oft haben sie sich an Jesu Worte zu spät erinnert; fast immer erst dann, als geschehen war, was Jesus angekündigt hatte.

Da sitzt er, Petrus. Und schaut zu, wie sie ihn, Jesus, verspotten, verhöhnen und bespucken. Er sitzt in der Nähe – und doch weit genug weg. Hat sich unter die gemischt, die im Hof beim Feuer sitzen. Wollen sie zuschauen? Oder warten sie nur, bis dieses Verhör vorbei ist, warten, wie es weitergeht? Und sie wieder gefragt sind als Handlanger und Dienerinnen der Mächtigen? Besser auf deren Seite zu sein, als unter die Räder ihrer Macht zu kommen.

Unter ihnen sitzt er. Und will unerkannt bleiben. Anonym. Nicht in Verbindung gebracht werden. Nicht das gleiche erleiden wie Jesus.

Ob sein Herz zittert, als die Magd ihn direkt ansieht? Als sie ihn gegenüber den anderen identifiziert: »Dieser war auch mit ihm« (Lk 22,56).

Er leugnet. Und erinnert sich nicht an Jesu Worte.

Auch als ihn wenig später ein anderer genau mustert und direkt anspricht: Er leugnet. Und erinnert sich nicht an Jesu Worte.

Und fast eine Stunde später, da bekräftigt es ein Dritter – und er bekräftigt zum dritten Mal: »Mensch, ich weiß nicht, was du sagst.« Er leugnet. Und erinnert sich nicht an Jesu Worte.

Da kräht der Hahn. Und Jesus schaut ihn an. Und Petrus erinnert sich. Und geht hinaus. Und weint bitterlich.

Ob die Erinnerung an Jesu Worte immer zu spät kommt?

Wer damals nachts aufgeschreckt ist vom Splittern des Glases, von den Schreien derjenigen, die aus ihren Wohnungen gezerrt wurden, von den Schmährufen der Handlanger heute vor 84 Jahren – kaum einer sprang dem Nachbarn bei, kaum eine versuchte, die Nachbarin zu schützen. Oder gar das Gotteshaus der jüdischen Gemeinde. Lieber sich raushalten. Sich bedeckt halten. Nicht zwischen die Räder der Macht kommen. Jesu Worte? Spielen sie hier eine Rolle? Hatten diese Juden nicht das gleiche mit Jesus getan? »Schuld sind die Juden«, dieses Narrativ hatte Jesu Worte längst verdrängt. Nie hatte, nie hat er aufgehört Jude zu sein. Sohn seines Volkes Israel: Gottes Volk. Doch schon bald und selbstmächtig haben die Christen Jesus von seinem Volk getrennt. Und auch seine Worte zu Barmherzigkeit, zu Nächstenliebe und Feindesliebe, seine Warnung vor Gewalt – schon lange hatten sie gar nicht mehr verstanden, dass sie zum Handeln anweisen: jetzt, in der konkreten Gegenwart je und je.

Sie waren ersetzt worden durch die Worte: »Die Juden sind schuld«, ein Nährboden für Pogrome, für Verfolgung und Ermordung, immer wieder durch die Jahrhunderte.

Die Verfolgung und Ermordung im 20. Jahrhundert war die schlimmste, unfassbar schrecklich, in unvorstellbarem Ausmaß, genau geplant, minutiös umgesetzt, industriell organisiert – die systematische Ausbeutung und Ermordung von Millionen jüdischen Menschen in ganz Europa, Brüder und Schwestern Jesu.

Wie konnte das geschehen?

In Jesu Worten an Simon finde ich einen wichtigen Hinweis:

»Der Satan hat begehrt, euch zu sieben wie den Weizen.«

Der Satan, ein böser Geist, treibt sein Unwesen, gerade unter Jesu Anhänger*-innen. Und: Sein Werkzeug ist das Sieb. Mit ihm kann man aussieben und aussondern. Das haben Christen über die Jahrhunderte in Verfolgungen und Ermordungen getan. Das war der Boden, auf dem die Nationalsozialisten mit dem Sieben begannen.

Gesiebt wurde nach und nach. Nicht alle auf einmal. Nach und nach nahmen die neuen Machthaber ihre Siebe in die Hand.

Erst einmal ein allgemeiner Boykott[1]: von Läden, Geschäften und Warenhäusern, von Arztpraxen und Rechtsanwaltskanzleien. Das war das Signal: Die wollen wir aussieben, ausgrenzen.

Nur eine Woche später das nächste Sieb: der sogenannte Arierparagraph[2]. Zuerst betraf er die Beamten »nicht arischer Abstammung«, wie es hieß. Sie

wurden in den Ruhestand versetzt, zwangsweise. Bald galt dieses Berufsverbot auch für andere Berufsgruppen.

Nach den Menschen kamen die Bücher ins Sieb. Alle, die durch dieses Sieb fielen, wurden verbrannt[3].

Und im Herbst dann das nächste Sieben, wieder im Kulturbereich, nun als Gesetz[4], diesmal in Kultureinrichtungen wie Theater und Orchester. Auch hier: Berufsverbot. Gesiebt und ausgesiebt und ausgeschlossen.

Schon in den ersten neun Monaten der nationalsozialistischen Diktatur war das Muster erkennbar: Erst die Aktion – das Sieben und Ausgrenzen. Und dann das Gesetz, das die Aktion auf Dauer setzte und als Regel fest verankerte.

Nach zwei Jahren Berufsverbot für einzelne Berufsgruppen, nach zwei Jahren Gewöhnung, dass diese Mitbürgerinnen und Mitbürger »andere« sind, Ausgesiebte, nach zwei Jahren wurde dieses Sieben und Aussieben für alle gesetzlich geregelt: Die Nürnberger Gesetze[5] machten Juden und Jüdinnen grundsätzlich zu Bürgern und Bürgerinnen zweiter Klasse. In den folgenden Durchführungsverordnungen wurden alle aus weiteren öffentlichen Bereichen ausgesondert, insbesondere aus dem Wirtschaftsleben.

Ein Sieben nach und nach. Ein Aussieben, an dessen Ende klar ist: Die sind anders. Die sind bedrohlich. Die müssen bekämpft werden, sie bedrohen uns. Es ist besser, auf Distanz zu ihnen zu gehen. Die Familie nebenan, das sind nicht mehr freundliche Nachbarn, sondern Juden. Er ist nicht mehr ein guter und kompetenter Arzt oder geschickter Rechtsanwalt, sondern Jude. Sie ist nicht mehr eine begabte Lehrerin, der die Herzen der Kinder zufliegen, sondern Jüdin. Damit man diese »anderen« sofort erkennen konnte, musste dies nun auch im Namen sofort erkennbar sein: Seit dem 17. August 1938 mussten alle jüdischen Bürger und Bürgerinnen den zusätzlichen Vornamen »Israel« oder »Sara« führen. So war es amtlich. So war es rechtens. Das sind die anderen, die Ausgesonderten, die durchs Sieb Gefallenen. Sie sind alle »Israel« oder »Sara«.

Und all die, die in den Sieben zurückblieben, fühlten sich mit jedem Siebegang besser; je länger je mehr: überlegen, »Herrenmenschen«, die Größten.

»Gut« (in Anführungszeichen) vorbereitet war das Pogrom am 9. November 1938. Nach den neuen Gesetzen jetzt die nächste Aktion. Warum sollte man helfen? Warum sich in Gefahr bringen?

Nach und nach, mit jedem Siebegang mehr und mehr, wurde es Alltag: Die Ausgesiebten sind Menschen zweiter Klasse. Wir sind die Überlegenen.

Erinnerung an Jesu Worte? Nur wenige unserer Mütter und Väter, unserer Großmütter und -väter erinnerten Jesu Worte, erkannten in solchem Sieben und Aussieben und -sondern das Werkzeug des Satan. Satan, das ist ein Name für den bösen Geist, in dem Menschen handeln; für den bösen Geist, mit dem sie zu Handlangern und Handlangerinnen von Niedertracht und Bosheit, Machtgier und Mordlust werden; und sich für die Besseren halten, die Größeren; die auf der richtigen Seite, die im Sieb bleiben. Die meisten Christ*innen wähnten sich dort – und wähnen sich dort bis heute.

Selbstüberschätzung und Selbsttäuschung.

Wie Petrus. Als Jesus ankündigt, dass er und die Jünger von Satan gesiebt werden wie Weizen, irritiert ihn das gar nicht. Er ist sich sicher, er wird wie guter Weizen im Sieb bleiben, treu und fest an Jesu Seite ins Gefängnis und in den Tod gehen. Er ist der Größte, ist er sich sicher. Eben noch hatten die Jünger genau darüber gestritten. Diesen Platz behauptet er, Petrus, der Fels. Jesu treuester Gefährte, er wird Jesus beistehen. Und scheitert schmählich.

Hat die Kirche, haben die Christ*innen realisiert, wie sehr sie Jesus verleugnet und verraten haben? Gerade dann, als sie wähnten, treue Kämpfer für ihn und seine Sache zu sein. Sie erkannten ihn nicht in ihnen, in ihren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die zu geringsten Brüdern und Schwestern gemacht wurden, ausgesondert, verfolgt, geschlagen, ausgebeutet, ermordet.

Haben wir alles verwirkt?

Stehen wir heute an Petrus‘ Seite und weinen mit ihm? Nicht allein über die überhebliche Selbsteinschätzung, auch über die millionenfache Mittäterschaft beim Sieben und Aussondern; nicht allein bei der Bereicherung an Hab und Gut der Verfolgten und Ermordeten, auch beim Zu-, nein beim Wegsehen und Schweigen? Es wurde nach jener Nacht heute vor 84 Jahren in der folgenden Woche an Tausenden von Orten versteigert. Millionen haben ein Schnäppchen gemacht. Erst vor wenigen Monaten habe ich erfahren, dass auch meine Oma mit ihren zwei Töchtern zu einer solchen Versteigerung zu Fuß in das Nachbardorf gegangen war. Als sie kam, war das meiste schon verkauft. Nur zwei Figuren aus Marmor konnte sie noch erwerben. Eine ist verschollen, die andere hat mir meine Mutter kürzlich gegeben und ihre Geschichte dazu erzählt. Jetzt steht sie bei mir. Ein Mahnzeichen: Auch meine Familie hat sich gütlich getan am Aussondern und Sieben.

Haben wir alles verwirkt?

Jesus weiß um Petrus‘ Versagen und das der Jünger. Und sucht es nicht zu verhindern. Er ermahnt sie auch nicht. Nur eines: Er setzt sein »Ich« gegen die

Kraft des bösen Geistes des Besser-Sein-Wollens, des Siebens und Sortierens. »Ich aber habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dann umkehrst, stärke deine Geschwister.« Jesus sagt Petrus seine Fürbitte zu. Er bittet um Gottes gute Geistkraft für Petrus. Sie lässt ihn nüchtern und realistisch erkennen, wie wenig er sich auf sich verlassen kann. Sie wird ihn aus Selbstgewissheit umkehren lassen und auf Jesu Weg an der Seite der Ausgesonderten führen. Und so soll er die Geschwister stärken: Dass sie, dass wir unsere Gewissheiten nüchtern erkennen und hinter uns lassen; erkennen, dass wir alles verwirkt haben. Dass wir umkehren und neu auf Jesus und seine Worte hören. Und ihn endlich verstehen als ganz beheimatet in seinem, in Gottes erwähltem Volk. Und uns endlich verstehen als die aus den Völkern, die er »auch erwählet«[6] hat, »auch«!

Davon lebt die Kirche, davon leben wir: Von Jesu Fürbitte um Gottes gute Geistkraft für uns.

Und das ist sein Auftrag an uns: Die Geschwister im Glauben stärken – zum Widerstand gegen alles Sieben und Aussondern, denn das ist vom Teufel. Ja, Jesus, bitte für uns! Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Ilse Junkermann ist seit 2019 Leiterin der Forschungsstelle »Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche (sein) in Diktatur und Minderheit« am Institut für Praktische Theologie in Leipzig. Davor war sie Landesbischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland und Pfarrerin und Oberkirchenrätin in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Seit Oktober 2020 ist Ilse Junkermann Vorstandsvorsitzende von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*.

1 Am 1. April 1933
2 Vom 7. April 1933: »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«
3 Am 10. Mai 1933
4 22. September 1933: »Gesetz zur Reichskulturkammer«
5 Vom 15. September 1935
6 Vgl. EG 293,1

Homilie

Zu Psalm 50 mit Übersetzung aus dem Hebräischen

Lorenz Wilkens

1 Ein Gesang Asaphs

Es spricht der Herr – der Gott der Götter;
er ruft die Erde
vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne.

2 Vom Zion her – der klaren Schönheit –
leuchtet Gott.

3 Unser Gott – er kommt,
er wird nicht schweigen.
Vor ihm her frisst Feuer.
Heftiger Wind weht um ihn.

4 Dem Himmel ruft er zu aus seiner Höhe
so wie der Erde.
Zum Gericht ruft er sein Volk:

5 Bringt mir jene, die mich lieben
und einen Bund mit mir geschlossen haben
beim Opfer.

6 Sein Recht werden die Himmel zeigen,
der Herr ist Richter.

7 Höre, mein Volk, denn ich will sprechen.
Israel, ich werde zeugen gegen dich,
denn ich bin Gott – dein Gott.

8 Ich klage dich nicht wegen deiner Opfer an;
ich habe sie ja immer vor mir.

9 Doch ich will keinen Stier von deinem Hause
und keinen Bock aus deinen Ställen.

10 Alles Getier des Waldes – es gehört mir ja;
mein ist das Vieh von tausend Bergen.

11 Ich kenne jeden Vogel auf den Bergen,
die Tiere auf dem Felde, sie sind mein.

12 Wäre ich hungrig,
so müsst‘ ich’s dir nicht sagen.
Denn mir gehört die Erde
samt allem, was sie füllt.

13 Soll ich das Fleisch von Stieren essen,
das Blut von Böcken trinken?

14 Dank ist’s – ihn bringe Gott zum Opfer!
Und erfülle, was du ihm gelobt hast!

15 Rufe zu mir am Tage der Not,
so werde ich dich retten,
du aber wirst mich ehren.

16 Doch Gott spricht zu dem Frevler:
Meine Gebote – warum betest du sie her
und führst im Munde meinen Bund?

17 Meine Ermahnung ruft in dir nur Hass hervor;
und meine Worte wirfst du fort.

18 Siehst du einen Dieb, gefällt er dir,
du teilst mit Ehebrechern deine Zeit.

19 Du lässt deinen Mund ins Böse laufen,
mit Betrug belädst du deine Zunge.

20 Mit Schmähung überhäufst du deinen Bruder,
verhöhnst den Sohn der Mutter.

21 Du tust es – und ich soll dazu schweigen.
Du meinst, ich sei wie du.
Doch ich verklage dich und halt‘ es dir vor Augen.

22 So merkt es doch, ihr, die ihr Gott vergesst,
damit ich nicht zerreiße und keiner da ist, mich zu retten.

23 Wer Dank zum Opfer bringt, der ehrt mich.
Das ist der Weg, auf dem ich zeige Gottes Hilfe.

Psalm 50: Lob und Dank, nicht Opfer

Der 50. Psalm besteht aus drei Teilen und einer knappen Konklusion:

I 1 – 6 Einführung: »Der Herr ist Richter«

II 7 – 15: »Ich will keinen Stier von deinem Hause«

III 16 – 22: »Doch Gott spricht zu dem Frevler«

IV 23 Schluss: »Wer Dank zum Opfer bringt, der ehrt mich.
Das ist der Weg, auf dem ich zeige Gottes Hilfe«

Zu Teil I: Der Herr ruft sein Volk zum Gericht. Dabei wird dessen Status als Partner des mit ihm geschlossenen Bundes angeführt – V. 5: »Bringt mir jene, die mich lieben und einen Bund mit mir geschlossen haben beim Opfer!«

Der II. Teil enthält die Worte, die der Herr während der Versammlung des Volkes Israel spricht. Der Tenor seiner Rede ist manifest: Es handelt sich zunächst um die Zurückweisung des kultischen Opfers – s. V. 13: »Soll ich das Fleisch von Tieren essen, das Blut von Böcken trinken?« Die rhetorische Frage akzentuiert das absurde Moment des Opfers. Gott sagt in V. 12: »Wäre ich hungrig, so müsst' ich's dir nicht sagen. Denn mir gehört die Erde samt allem, was sie füllt.« Die Annahme, mit dem Opfer einen Beitrag zur Ernährung Gottes zu leisten und mithin seine Gunst und Zuneigung zu erwerben, ist lächerlich absurd. Sie ist befangen in dem Tauschprinzip, wie es die kultische Regel formuliert: »Do ut des« – »Ich gebe, damit du gibst.« Doch mit der Intention auf eine Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung würde der Bund zwischen Gott und Israel beschämend verkannt und verfehlt.

Dieser Verfehlung stellt V. 14 den Dank gegenüber: »Dank ist's – ihn bringe Gott zum Opfer! Und erfülle, was du ihm gelobt hast!« Unser Wort Dank übersetzt den hebräischen Begriff todah; er wird abgeleitet von dem Verbum jadah; es bedeutet »loben, preisen, danken, aber auch gestehen, reuig bekennen«.

An dieser Stelle möchte ich auf das im Dank enthaltene kognitive Moment aufmerksam machen: Darin kommen die emotionale und die kognitive Anerkennung einer Handlung, einer Zuwendung zusammen, die das Subjekt gekräftigt, gefördert, aufgerichtet, wiederhergestellt, zu sich zurückgebracht hat. Im Dank vereinigt sich die Empfindung der Wiederherstellung, der Erneuerung, der Bereicherung des Lebens mit dem Gefühl der sympathetischen Erkenntnis jener Person, die die Erneuerung bewirkt hat.

Und ebenso wichtig: Psalm 50 stellt zwischen dem Dank in diesem – emotionalen wie kognitiven Sinne – und dem Bund einen unersetzlichen Zusammenhang her; s. dazu V. 5: »Bringt mir jene, die mich lieben und einen Bund mit mir geschlossen haben beim Opfer!«. In diesem Sinne ist der Dank – als der Gedanke, der zu dem Urheber der Wiederherstellung und Erneuerung des Lebens hinfließt – zugleich eine neuerliche Anerkennung, eine Wiederherstellung des Bundes – und dies in diametralem Gegensatz zu dem Wahn, man könne durch Erfüllung des Tausch-, des Äquivalenzprinzips mit Gott zum Frieden kommen.

Der zweite Teil des Psalms endet mit dem denkwürdigen V. 15: »Rufe zu mir am Tage der Not, so werde ich dich retten, du aber wirst mich preisen.« Hier wird die Entsprechung genannt, die – im Gegensatz zum Tauschprinzip – der Beziehung zwischen Gott und Mensch würdig ist und elementar zu ihr gehört: Gott rettet ihn, und seine Antwort ist der Lobpreis. Dafür steht das hebräische Zeitwort chabad; es bedeutet in der hier gebrauchten Verbform des Piel »ehren«. Seine Grundbedeutung aber lautet »schwer sein«. Ich möchte in diesem Sinne sagen: Gott ehren, das heißt, das Gewicht, die Fülle seines Wesens hervorheben und dadurch vermehren und erweitern. Wir sehen: Wenn Gott einen Menschen rettet, so bedeutet es, dass er ihm etwas von der Fülle seines Wesens mitteilt und dadurch seinen Lebensmut und seine Lebenskraft erneuert; der Mensch »ehrt« ihn dafür, das heißt: Er bringt das Bewusstsein, das Gefühl der Erneuerung seines Lebens durch Gott unwillkürlich zum Ausdruck und trägt mithin zu Gottes Seinsmacht bei.

Darnach wendet sich der Herr – im dritten Teil des Psalms, V. 16 – 22, an den »rascha«, das heißt: den Gottlosen, den Frevler : »Meine Gebote – warum betest du sie her und führst im Munde meinen Bund?« Der Haltlose, der Frevler wird in diesem Teil des Psalms als Heuchler vorgestellt. Ihm fehlt der in V. 15 benannte Zusammenhang von Anrufung Gottes in der Not, Rettung und Lobpreis. Er sucht die Gesellschaft von Dieben und Ehebrechern auf, macht Gebrauch vom Betrug, schmäht und verhöhnt seinen Bruder. Daher verklagt ihn der Herr selbst.

Endlich zu dem Resümee am Schluss des Psalms, V. 23: »Wer Dank zum Opfer bringt, der ehrt mich. Das ist der Weg, auf dem ich zeige Gottes Hilfe.« Noch einmal: Dank statt des Opfers – der unwillkürliche Fluss des Gedankens der Erneuerung, Erfüllung des Lebens zu Gott hinüber, so dass sein Name sich von selbst mit der Erfahrung der Lebensfülle verbindet.

Abschließend möchte ich es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass die Erfahrung, die der Psalm schildert: »Dank statt Opfer« eo ipso, daher unwill-

kürlich auch eine Anweisung dazu ist, in der gesellschaftlichen und politischen Umgebung für den Frieden einzutreten. Der Dank an Gott folgt der Erfahrung seiner unendlichen Seinsmacht und Lebensfülle. Und dieser Dank schließt das Bewusstsein ein, dass die Wirkungen seiner Seinsmacht und seiner Güte überall, ohne Grenzen in seiner Schöpfung möglich und zu finden sind. Die Energie des Eintretens für den Frieden entspringt dieser Erfahrung unwillkürlich – von selbst, und mit ihr die Bitte an Gott, dass er uns befreie von der Verwandlung unserer Angst in Hass und Verblendung.

Dr. Lorenz Wilkens ist Pfarrer und Studienleiter i. R., seine Arbeitsschwerpunkte sind Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie. Er hatte Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam und ist in der Predigthilfe-Redaktion der *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*.

Messianische Kraft

Gedanken zur Parabel von der bittenden Witwe (Predigttext Lukas 18, 1 – 8 am 13.11.2022)

Angelika Obert

1.

Die »bittende Witwe«, die in meiner Fantasie lange als eine irgendwie verhärmte Nervensäge herumgeisterte, hat in diesem Jahr für mich Gewicht und unbändigen Charme bekommen – und einen türkischen Namen obendrein: Sie heißt Meltem Kaptan und spielt im Film von Andreas Dresen die Mutter, die einen Prozess gegen George W. Bush gewinnt. Ihr Sohn Murat Kurnaz kommt aus Guantanamo frei. Dafür muss sie das höchst rechtswidrige Verhalten nicht nur der amerikanischen, sondern auch der deutschen Behörden überwinden. Wie sie das macht, ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie christliche Praxis und christliches Beten idealerweise sein könnten. Darüber sind sich die Exeget*innen der Parabel Lk. 18, 1 – 8 ja nicht ganz einig, ob es, wie die Rahmenverse nahelegen, in erster Linie um das Beten geht oder doch um den unermüdlichen Einsatz für das Recht, von dem im Kern des Textes die Rede ist, wobei die Witwe biblisch immer schon in einer Reihe mit Tamar, Judith und Ruth zu sehen ist: »Stark und mutig«, wie wir zu sagen pflegen, eine Vorläuferin von Rabiye Kurnaz.

Beten und Handeln lassen sich aber gar nicht voneinander trennen. Wenn ich überlege, wie Rabiye Kurnaz es bis vor den Supreme Court schafft, dann sehe ich: Es ist nicht moralische Sorge, die sie treibt, sondern die unbedingte Leidenschaft ihres Herzens. Was kann dringlicher sein als die Rettung eines verlorenen Sohnes? Die Spielregeln der Bürokratie sind ihr fremd und egal, vor den Oberen hat sie kaum Respekt. Sind sie nicht alle Menschen? Und gar nicht böse, wenn eine Frau mal nicht den gebührenden Abstand wahrt und endlich Leben in die Bude bringt.

Was zeigt mir das für's Beten? Dass Recht und Frieden nicht bloß irgendwie wünschenswert, sondern leidenschaftliche Herzenssachen sein sollten. Und dass Gott nicht nur zur vereinbarten Zeit in der Kirche angerufen werden will, sondern nah sein allezeit. »Immerzu beten« – es wäre, wie Teresa von Avila sagt, mit ihm reden »wie mit einem Freund«. In solcher beständigen Beziehungsnähe könnte es wohl nicht ausbleiben, dass Gottes Wille und eigener Wille besser zusammenfinden und es sich von selbst versteht zu tun, was die Texte des Sonntags vor Augen stellen: selbstverständliche Gemeinschaft zu haben mit den Bedürftigen (Evangelium Mt. 25), sich nicht mit dem

Verurteilen der andern aufzuhalten (Epistel Röm. 14) und doch unermüdlich gegen das Unrecht anzutreten.

2.

Ungerechtigkeit ist im menschlichen Unheilszusammenhang der Normalfall auf Erden. Dagegen steht Gottes Gerechtigkeit, die die Opfer der weltlichen Machtverhältnisse im Auge behält. Gottes Reich wird das Reich der Gerechtigkeit sein. Wenn Gott richtet, werden die Rechtlosen unversehens Recht bekommen, die Täter des Unrechts entlarvt werden. Darauf ist Verlass, verspricht der Text, danach gilt es zu leben. Nur etwas hat Gott mit dem ungerechten Richter in der Parabel doch gemein: Seine Rechtsprechung lässt auf sich warten. Jahrhundert um Jahrhundert bleibt die Erde ungerechten Machthabern ausgeliefert. Längst nicht immer ließen und lassen sie sich durch hartnäckiges Drängen überlisten. Wie viele Menschen wurden nicht gerettet, wie viele verzweifelte Gebete nicht erhört?! »Nicht einer blieb verschont, war das gerecht, ihr Himmel? – Glaubt, Himmel, ihr, dass ein Zertretener euch lieben kann? – Ihr Himmel, von der Liebe ungefüllte Himmel, heilige, voll Lug. Ich habe meinen Gott, den Einzigen, in euch verloren ...«[2] – so schreit Jitzchak Katzenelson 1943 im »Lied vom letzten Juden«. Nein, Gott hat seinen Auserwählten nicht »in Kürze« Recht verschafft. Berechtigt ist darum die bange Frage, die der Evangelist Lukas Jesus am Ende stellen lässt: Wird der Menschensohn, wenn er kommt, da noch Glauben finden auf der Erde?

3.

Käme der Menschensohn heute, so würde er unter den Glaubenden hier Müdigkeit finden und Ratlosigkeit. Er würde an den Kirchen auf Spruchbänder stoßen, auf denen steht: »Selig sind, die Frieden stiften« – aber niemand wüsste, wie denn nun. Die Einen beharren darauf, dass »ohne Waffen« allemal das oberste Gebot sei ... Haben sie vielleicht nur Angst, der Kampf für die Gerechtigkeit könnte ihnen allzu nahe rücken? Die Anderen sind nun doch für eine Zeitenwende im Sinne militärischer Gewalt – bedenken sie die Opfer, die das kostet? Was ist noch schuldlos zu beantworten im allzu langen Unheilsgeschehen dieser Welt?

Gegen meine Müdigkeit und Ratlosigkeit höre ich die Stimme Walter Benjamins, der mir gewissermaßen einen Schub von hinten gibt. In seinen Thesen über den Begriff der Geschichte sagt er ja: Wir sind erwartet worden – eben von all den Nicht-Geretteten. Wir sind erwartet worden, um mit unserer »schwachen messianischen Kraft« auch im Vergangenen den Funken Hoff-

nung anzufachen und »immer von Neuem jeden Sieg, der den Herrschenden zufällt« in Frage zu stellen. Von den feinen spirituellen Kräften spricht er, die lebendig sind als »Zuversicht, als Mut, als List, als Unentwegtheit«.[2] So wie bei Rabiye Kurnaz. Ein Glaube, der im »unaufhörlichen« Gebet die kommende Gerechtigkeit Gottes nahebringt, ist dafür die Triebkraft.

Angelika Obert, Pfarrerin i. R., war von 1993 bis 2014 Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz für den rbb. Sie ist Mitglied der AG Theologie und der Predigthilfe-Redaktion der *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*.

---

1 Jitzchak Katzenelson, Das Lied vom letzten Juden in der Nachdichtung von Hermann Adler, Berlin 1992

2 Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, Thesen II,IV,VI. Gesammelte Schriften I,2, Ffm. 1980 www.uzh.ch/cmsssl/suz/dam/jcr:00000000-36d7-41d4-ffff-ffffa7cb2e14/benjamin.pdf

»Mama hat jemanden bestochen und so kamen wir aus dem Ghetto heraus. Wir versteckten uns im Haus meines Großvaters. Das ist meine erste Erinnerung an meine Kindheit: ein sehr kalter, nasser, regnerischer Tag. Rattern, Explosionen überall. Pfeifende Bomben, Geschosse. Der Putz bröckelte von den Wänden. Für mich klang es wie Musik: Die Bomben erzeugten so einen musikalischen Klang. Am Morgen wurde es sehr ruhig und die Sonne ging auf.

Es war der 10. April 1944, der Tag der Befreiung von Odesa. Unvergesslich.

Wenn es den Krieg nicht gegeben hätte, wäre ich vielleicht ein noch freundlicherer Mensch geworden. Wahrscheinlich wäre ich Maler geworden.«

Viktor Sabulis
geboren 1940, Odesa, Ghetto-Überlebender

II. ASF-Freiwillige berichten

Der Beitrag der Freiwilligen kann darin bestehen, Erzählungen zu sammeln

Daria Yemtsova

Ich komme aus Kyiv und leiste meinen Freiwilligendienst im Internationalen Freiwilligenprogramm in Deutschland seit Januar 2021 in den Gedenkstätten Brandenburg an der Havel. Die Gedenkstätten erinnern zum einen an die Opfer der Euthanasie-Morde, zum anderen an die Geschichte des ehemaligen Zuchthauses Brandenburg-Görden, in dem zwischen 1940 und 1945 zahlreiche NS-Widerstandskämpfer*innen aus ganz Europa inhaftiert und hingerichtet wurden. Ich bin an den inklusiven Führungen in der Euthanasie-Ausstellung beteiligt und recherchiere zu den damaligen ausländischen Zuchthaus-insass*innen. Daneben betreue ich die Social-Media-Seiten der Gedenkstätten und schreibe Artikel für den Freiwilligen-Blog.

Für die Gedenkstätten recherchiere ich über die Gruppe der ausländischen Zwangsarbeiter*innen, die der deutschen Widerstandsgruppe »Europäische Union« angehörten. Einer der Mitglieder dieser Gruppe, der dann später im Zuchthaus Brandenburg inhaftiert war, stammt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Kyiv. Während meines Weihnachtsbesuchs zu Hause beschloss ich, ihm auf die Spur zu kommen und Verwandte von ihm zu finden.

Einige Zeit später kam ich in dem Dorf an. Ich habe dort die Vorsitzende des Dorfrates und auch die Bibliothekarin kennengelernt. Am Ende des Tages stellte sich heraus, dass erstens niemand im Dorf etwas über die Tätigkeit dieses Mannes in Deutschland gewusst hat. Zweitens, dass die Vorsitzende sogar eine entfernte Verwandte von ihm war und ich von ihr die Telefon-

nummer der Tochter des Zuchthaus-Überlebenden bekommen habe. Und drittens hat mir die Bibliothekarin eine unglaubliche Geschichte von ihrem Vater erzählt, der zuerst aus dem KZ Auschwitz geflohen war und danach nach Buchenwald gebracht wurde. Sie fand es sehr berührend, dass sich jemand für solche Lebensgeschichten interessiert und hat während der Geschichte geweint. Ich war zutiefst erschüttert.

Wie viele solcher Geschichten haben wir noch nicht gehört, wie viele Geschichten werden wir nie hören, wie viele Geschichten bleiben unter dem »Teppich« – aus Angst (Menschen aus der Sowjetunion, die Zwangsarbeit in Deutschland leisteten, mussten es danach verschweigen, um die eigene Familie zu schützen) oder Gleichgültigkeit (die Teenager legen keinen Wert auf die Geschichte des eigenen Dorfes)?

Wie ich mitbekommen habe, fehlt es in den Gedenkstätten insgesamt an Zeit und Kapazitäten, um eigene Forschungen durchzuführen. Deswegen würde ich mir von ganzem Herzen wünschen, dass zukünftige Freiwillige dieses Versäumnis nachholen können. Der Beitrag der Freiwilligen kann darin bestehen,

Daria Yemtsova (r.)

dass sie verschiedene Erzählungen sammeln, die Licht auf die Geschichte des Zweiten Weltkrieges werfen, dass sie Zeitzeug*innen aussuchen, die gerne über ihre Erfahrungen berichten wollen, und dass sie historische Dokumente übersetzen, damit wir weiter die manipulativen historisch-politischen Stereotypen über den Zweiten Weltkrieg aufbrechen und die Geschichte des 20. Jahrhunderts (re)analysieren können.

Daria Yemtsova aus Kyiv war 2021/2022 Freiwillige im internationalen Programm in Deutschland in den Gedenkstätten Brandenburg an der Havel. Diesen Text schrieb sie im Januar 2022, vor der Ausweitung des Krieges gegen die Ukraine.

Auf den Spuren der Familie Affenkraut

Johanna Sarah Mai

Verschmitzt schaut ein vielleicht neunjähriges Mädchen seitlich an der Kamera vorbei. Vielleicht stand ihr großer Bruder neben dem Fotografen und machte Faxen? Es ist ein Kinderfoto unter Tausenden, die Serge Klarsfeld und seine Mitarbeiter*innen in jahrelanger Recherche zusammentrugen und in ihrem »Gedenkbuch für die aus Frankreich deportierten jüdischen Kinder« veröffentlichten. Als ich im Frühling 2015 das Gedenkbuch zum ersten Mal öffnete, blieb mein Blick an dem oben beschriebenen

Leni Affenkraut wurde 1927 in Leipzig geboren und 1942 nach Auschwitz deportiert.

Bild und dem außergewöhnlichen Namen des Mädchens hängen. Sie hieß Leni Affenkraut. Geboren wurde sie am 8. November 1927 in Leipzig. Im Jahr 1942 wurde sie mit ihrem Vater aus Südfrankreich über das Sammellager Drancy nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Dort verliert sich ihre Spur. Vermutlich wurden beide sofort nach ihrer Ankunft ermordet. Leni wurde 14 Jahre alt. Ich war zu diesem Zeitpunkt knapp ein Jahr älter und ebenfalls in Leipzig aufgewachsen. Beim Lesen dieser wenigen Sätze über ein etwa gleichaltriges Mädchen aus meiner »Heimat«-stadt kamen mir viele Fragen. Was hatte ihre Familie in Leipzig erleben müssen? Hatte sie Geschwister gehabt? Hatte irgendjemand aus ihrer Familie überlebt, der mir von ihr erzählen könnte?

Mit diesen Fragen begann eine Spurensuche, die mich bis heute begleitet. Nachdem ich einige erste Informationen zusammengetragen hatte, klingelte ich bald darauf bei der Leipziger »Stolperstein«-Initiative. Im Stadtbild sind diese im Gehweg verlegten Gedenktafeln aus Messing für den*die aufmerksame*n Fußgänger*in nicht zu übersehen. Schon oft hatte ich mich gebückt, um die Namen dieser geflohenen, deportierten beziehungsweise ermordeten Menschen zu lesen. Ich fragte, ob es auch für Leni und ihren Vater bereits Stolpersteine gäbe. Nein, wurde mir mitgeteilt, aber wenn ich die Recherchen weiterführen würde, könnten langfristig Stolpersteine für sie verlegt werden. Bis heute bin ich dankbar für das Vertrauen, das mir an dieser Stelle entgegengebracht wurde. Mit der Unterstützung engagierter Menschen aus der Stolperstein-Initiative versuchte ich von da an Lenis Familiengeschichte zu rekonstruieren.

Der Kaufmann Israel Affenkraut und seine Frau Reisel Dwora (Dora), geborene Unger, waren kurz vor dem Ersten Weltkrieg aus Polen und aus der Bukowina nach Leipzig gekommen. Sie folgten damit vielen hunderten Jüdinnen und Juden, die sich in diesen Jahren in der Messestadt niederließen. Leipzigs jüdische Gemeinde gehörte in der Zwischenkriegszeit zu den größten in Deutschland. Von Puzzlestück zu Puzzlestück fand ich heraus, dass Leni nicht zwei, nicht vier, sondern sieben Geschwister gehabt hatte: Einen Bruder, Igon, und sechs Schwestern, fünf ältere, Sonia (Sonny), Cilli, Rosel, Klara, Ruth und eine jüngere, Edith. Plötzlich suchte ich nicht mehr nur nach Leni, sondern nach ihrer zehnköpfigen Familie.

Israel, Dora und ihre acht Kinder wurden in der NS-Zeit durch Flucht und Deportation auseinandergerissen. Der einzige Sohn Igon floh Mitte der 1930er Jahre in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina. Seine Schwestern Cilli und Ruth konnten ihm bis zum Ausbruch des Krieges dorthin folgen. Die

älteste Tochter Sonny entkam mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn über Italien in die USA. Die mittlere Tochter Klara wurde mit ihrem Mann, den sie in einem Zwangsarbeitslager kennengelernt hatte, aus der Nähe von Paderborn nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo sie ermordet wurde. Sie war 22 Jahre alt. Die Mutter Dora und ihre Tochter Rosel wurden einen Tag nach der Wannseekonferenz mit dem ersten Leipziger Transport ins Ghetto Riga deportiert. Dort verliert sich Doras Spur. Rosel überlebte das Ghetto, das Konzentrationslager Kaiserwald, das Konzentrationslager Stutthof sowie mehrere Außenlager. Nach ihrer Befreiung zog sie erst nach Palästina und später in die USA. Vater Israel, mit seinen beiden jungsten Töchtern, Leni und Edith, hatte vor Kriegsausbruch erst in Belgien und später in Frankreich Zuflucht gesucht. Bevor Israel und Leni nach Drancy und von dort nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden, hatte der Vater seine jüngste Tochter der jüdischen Kinderhilfsorganisation *OSE (OEuvre de secours aux enfants)* anvertrauen können. Edith überlebte allein und unter falschem Namen in einer Reihe von Kinderheimen und Klöstern in Südfrankreich. Kurz vor Ende des Krieges überquerte sie mit anderen untergetauchten jüdischen Kindern zu Fuß die schneebedeckten Pyrenäen. Ein Schiff brachte ihre Gruppe von Portugal schließlich in die USA, wo Edith von ihrer Schwester Sonny aufgenommen wurde.

Etwa 50 Jahre nach ihrer Ankunft in den USA wurde Edith als Zeitzeugin von der *Shoah Foundation* interviewt. In ihrem Interview erzählt sie von ihrer Kindheit in Leipzig, ihrem Überleben im Versteck und von ihrem Leben nach dem Krieg. Sie spricht Englisch mit einem starken deutschen Akzent, auch verwendet sie viele jiddische Wörter und Ausdücke. Am Ende erzählt sie von ihren Söhnen.

Ich gebe den Namen ihres ältesten Sohnes ins Internet ein und erhalte eine einzige Adresse in Kalifornien. Dorthin schicke ich einen Brief. Ich erkläre, dass ich nach der Familie von Leni Affenkraut suche. Dass ein paar Menschen in Leipzig Stolpersteine für die Familie verlegen möchten. Ob sie damit einverstanden wären? Kurze Zeit später erhalte ich eine Antwort. Der Brief hat tatsächlich Ediths Sohn erreicht. Er ist unglaublich liebenswürdig, sehr interessiert, mehr über die Stolpersteine zu erfahren, und bietet seine volle Unterstützung für die Recherchen an. Ich solle mich übrigens nicht wundern, sollte ich bald durch seine Cousins und Cousinen, weitere Nachfahren der Familie Affenkraut aus Leipzig, kontaktiert werden. Alle seien sehr neugierig. Genauso kam es. In den Monaten bis zur Stolpersteinverlegung entstand ein reger Brief- und Emailaustausch über den Ozean hinweg.

An einem kalten Tag im Herbst 2017 verlegte Gunter Demnig, der Initiator des Stolpersteinprojektes, dann zehn Stolpersteine für die Familie Affenkraut. Nacheinander erzählten wir die Schicksale der Familienmitglieder: die Hoffnung, die Israel und Dora vermutlich mit ihrem Umzug nach Leipzig verbunden hatten, das Leben im Leipzig, das Staatenlos-Sein. Flucht, Zwangsarbeit, Deportation, Versteck, Überleben, Neuanfang, Schweigen und Überlieferung. Ein stiller Moment, dann zündeten wir Kerzen an und beantworten die neugierigen Fragen der Passanten und heutigen Bewohner*innen des Hauses.

Zur gleichen Zeit begann ich, mich mit meiner eigenen Familiengeschichte zu beschäftigen. Meinen deutschen Urgroßvater habe ich nie kennengelernt. Er war als junger Soldat an der Ostfront und hat dort viel fotografiert. Jahre später übergab er seine Fotosammlung an seinen Sohn. Auf der ersten Seite die Mahnung: »Meinem Sohn [...], damit er sich selbst ein Bild von der Sinnlosigkeit eines Krieges machen kann und daraus lernt, Menschenwerte zu erhalten, statt zu vernichten.« Meine Urgroßmutter konnte ich noch direkt fragen. Sie erzählte vom *Bund Deutscher Mädel*, von der Kinderlandverschickung und von ihrem Lieblingsbruder, der an der Ostfront fiel. Erst auf explizite Nachfrage sprach sie von ihren jüdischen Freundinnen aus der Grundschulzeit, die »plötzlich nicht mehr da waren«. Ich wünschte, ich hätte damals mehr gefragt.

Während des Abiturjahrs bewarb ich mich für einen Friedensdienst bei *Aktion Sühnezeichen Friedendienste (ASF)*. Ich wusste, dass ich nicht sofort studieren, sondern »die Welt entdecken« und »etwas Sinnvolles« tun wollte. Das Selbstverständnis von *ASF* und die Projekte haben mich sofort angesprochen. Als ich erfuhr, dass ich nach Washington, DC gehen und im *United States Holocaust Memorial Museum (USHMM)* arbeiten würde, war es, als schlösse sich ein Kreis. Denn es waren vor allem die Bestände, Datenbanken und Expert*innen des *USHMM* die mir bei meinen Recherchen zur Familie Affenkraut und zu weiteren Leipziger Familien geholfen hatten.

Während meiner Zeit in den USA lernte ich die Nachfahren der Leipziger Familie Affenkraut, mit denen ich zu diesem Zeitpunkt teilweise seit Jahren in Briefkontakt stand, nach und nach persönlich kennen. Warmherzig wurde ich überall aufgenommen, zu jüdischen und amerikanischen Feiertagen eingeladen, zu Wanderausflugen in die Berkshires, zu Baseballspielen in San Francisco, zu windigen Spaziergängen auf Long Island und zu unvergesslichen Sommerfamilienfesten bei verschiedenen Cousins und Cousinen. Oft wurden nach einer Weile die Fotoalben und alte VHS-

Kassetten herausgekramt und Anekdoten ausgetauscht. Ich saß dazwischen und hörte zu, dankbar für diese ganz und gar nicht selbstverständliche Offenheit und Großzügigkeit. Für mich ist es, als hätte ich eine zweite Familie gefunden.

Johanna Sarah Mai war 2018/2019 Freiwillige in den USA am USHMM. Ihr Dienst wurde gefördert durch den IJFD (Internationaler Jugendfreiwilligendienst) und die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens. Sie studiert heute in Freiburg Neuere und Neueste Geschichte, sowie Soziologie. Sie ist weiterhin aktiv in der Stolpersteinarbeit.

»Ich erinnere mich daran, dass die Deutschen mich abholten und in ein Lager nach Lwiw brachten. Dann weiter in ein deutsches Lager, wo die Leute sortiert wurden. Ein Dolmetscher fragte: ›Was kannst du?‹ Nun‹, sagte ich, ›ich melke Kühe …‹

Also habe ich die Kühe gemolken und auf dem Feld gearbeitet. Ich weiß nicht mehr, an welchem Ort ich war. Die Siedlung lag irgendwo zwischen einem Dorf und einer Stadt. Der Bauer gab die Milch an eine staatliche Stelle ab. Fünf von uns waren aus dem Ausland: aus Frankreich, Italien und wir, die ukrainischen Mädchen. Wir wurden nicht verletzt, nein. Ich habe nichts zu meckern.

Warten Sie einen Moment, ich mache mich zurecht und ziehe meinen Schal an.«

Olena Ivaniv
1924–2020, Dorf Wolosianka, Verwaltungsgebiet Lwiw, Zwangsarbeiterin in der deutschen Landwirtschaft

III. Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

Erinnerungspolitische Rhetorik im Krieg gegen die Ukraine

Über Gründe und Schwierigkeiten von Vergleichen

Jakob Stürmann

Am 20.03.2022, 24 Tage nach Beginn des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine, sprach der ukrainische Präsident vor der israelischen Knesset. Seit Kriegsbeginn war dies einer von zahlreichen Auftritten, bei denen Wolodomyr Selenskyj per Videoschalte in ein Parlament eines demokratischen Staates zugeschaltet wurde. Nur vier Tage zuvor hatte er vor dem US-Kongress gesprochen, drei Tage zuvor vor dem Bundestag. Fast überall wurden Selenskyjs Worte wohlwollend und mit großer Sympathie aufgenommen. Etwas anders die Rede vor der Knesset. Dort schlug dem ukrainischen Präsidenten in größeren Teilen Unverständnis und ein kritisches Medienecho entgegen. Grund hierfür waren mehrere direkte Vergleiche zwischen der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus und dem gegenwärtigen russischen Angriffskrieg auf die Ukraine. So verglich er die Situation der jüdischen Flüchtlinge von damals mit der Situation der gegenwärtigen ukrainischen Geflüchteten. Ferner sprach er von einer »Endlösung der ukrainischen Frage«, die der russische Aggressor anstrebe. Den Abschluss der Rede bildete der Hinweis darauf, dass Ukrainer*innen vor 80 Jahren eine Wahl getroffen hätten und Jüdinnen und Juden gerettet haben. Das sei der Grund, warum Ukrainer*innen als Gerechte unter den Völkern geehrt werden. Die israelischen Bürger*innen hätten nun eine vergleichbare Wahl.

Überlagerte Erinnerungsdiskurse in der Ukraine

Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine ist in schärfster Form zu verurteilen. Täglich bombardiert das russische Militär zahlreiche zivile Ziele, es sterben tausende Ukrainer*innen, Hunderttausende sind von Nahrung und Trinkwasser abgeschnitten und Millionen müssen fliehen. Ukrainische Städte wie Mariupol und Charkiw werden dem Erdboden gleichgemacht. Das russische Militär verübt unzählige grausame Kriegsverbrechen gegenüber der Zivilbevölkerung.

Trotz alledem: Selenskyjs Gleichsetzungen vor der Knesset waren ahistorisch. Die nationalsozialistische Vernichtung der jüdischen Bevölkerung wurde allumfänglich geplant und systematisch durchgeführt. Dafür wurden schlussendlich Jüdinnen und Juden vergast und ihre Leichen zu hunderttausenden in Krematorien verbrannt. Gegenwärtig werden Millionen ukrainische Geflüchtete in anderen Staaten willkommen geheißen. Ganz anders erging es der jüdischen Bevölkerung Europas in den 1930er/40er Jahren. Und die Beziehungen zwischen ukrainischer und jüdischer Bevölkerung waren vor und während des Holocaust – zurückhaltend ausgedrückt – komplexer als von Selenskyj dargestellt.

Warum traf der ukrainische Präsident vor der Knesset nicht den richtigen Ton? Verließ den medienaffinen ukrainischen Präsidenten bei diesem Auftritt schlicht der eigene Instinkt? Tatsächlich ist die Antwort komplizierter und begründet sich auch aus unterschiedlich ausgeprägten Erinnerungsdiskursen. In Israel, den USA und dem westlichen Europa wurde in den letzten Jahrzehnten die Präzedenzlosigkeit des Holocaust im Vergleich zu allen anderen Verbrechen des nationalsozialistischen Terrorregimes herausgearbeitet. Der Historiker Dan Diner prägte hierfür den Begriff des »Zivilisationsbruchs«. In der Sowjetunion wurde dagegen primär an den deutschen Vernichtungskrieg in Osteuropa erinnert. Es war untersagt, Differenzen zwischen unterschiedlichen Opfergruppen anzusprechen. Ermordete Jüdinnen und Juden, Ukrainer*innen, Belarus*innen und Russ*innen wurden alle als sowjetische Opfer tituliert.

Obwohl die ukrainische Gesellschaft innerhalb des post-sowjetischen Raumes diejenige ist, die sich in den letzten 30 Jahren mit am weitesten von der sowjetischen Vergangenheit distanziert hat, wirkt diese Erinnerungsdifferenz bis heute nach. Mit dem Zweiten Weltkrieg werden in der Ukraine nicht primär die bestialischen Bilder aus Auschwitz-Birkenau und anderen Konzentrations- und Vernichtungslagern assoziiert. Es überwiegen Erinnerungen an herzlose Zwangsarbeit, örtliche Erschießungsaktionen, zerstörte und umkämpfte Städte, verbrannte Dörfer und nicht vorstellbaren Hunger. Nicht die minutiös

geplante und industriell durchgeführte Ermordung fast aller europäischer Jüdinnen und Juden, sondern das Sterben von mehr als 25 Millionen Bürger*innen der Sowjetunion ist im Gedächtnis der ukrainischen Gesellschaft vorherrschend.

Besonders seit 2014 begannen sich in der Ukraine die beiden beschriebenen Erinnerungsdiskurse allerdings zu verschränken. Das Land strebt verstärkt Richtung Westen, wodurch sich auch bestehende Erinnerungsdiskurse verändern. Babyn Jar, die Schlucht in der Ende September 1941 binnen zwei Tagen mehr als 30.000 Jüdinnen und Juden aus Kyiv ermordet wurden, wurde zum bekanntesten Ort des »Holocausts durch Kugeln« (Patrick Desbois). Insgesamt wurden während des Zweiten Weltkrieges an diesem Ort aber geschätzte 100.000 Leichen verscharrt. Faktisch handelt es sich bis heute um ein riesiges Massengrab, auf dem mehrheitlich Opfer des Holocaust liegen, ebenso aber auch zahlreiche Kriegsgefangene und Zivilist*innen anderer sowjetischer Nationalitäten.

Als am 1. März 2022 eine russische Rakete auf das Gelände der Gedenkstätte einschlug, erfuhr dies international eine große mediale Aufmerksamkeit. Auch Selenskyj nahm in seiner Rede vor dem israelischen Parlament hierauf Bezug. Die Rakete, so Selenskyj, traf den Ort, an dem »mehr als 100.000 Opfer des Holocaust begraben sind«. Der ukrainische Präsident vermischte damit den Diskurs über die Präzedenzlosigkeit des Holocaust mit der Erinnerung an die zahlreichen weiteren Opfer des deutschen Vernichtungskrieges gegenüber der Sowjetunion. Diese Art der Überlappung von Erinnerungsdebatten ist häufig anzutreffen, sie fiel aber gerade in dieser Rede auf und erschien vielen als besonders unpassend.

Geschichtsrevisionistische Propaganda in Russland

Im Gegensatz zu den Debatten in der Ukraine ist der staatlich gelenkte russische Diskurs über eine »Entnazifizierung der Ukraine« ausschließlich als nationale Propaganda zu bewerten. Auch hierbei wird aber in Teilen an Erinnerungsdiskurse über den Zweiten Weltkrieg angeknüpft. Spätestens seit 2005 bemühte sich die russische Regierung darum, den Sieg der Alliierten von 1945 als wichtiges gesamtgesellschaftliches Nationalnarrativ im Land zu erneuern. Dieser Sieg, an dem die Sowjetunion maßgeblichen Anteil hatte, wird als entbehrungsreicher nationaler Triumph gegen einen grausamen Feind propagiert. Mit der seit 2014 vorherrschenden falschen Behauptung, dass in der Ukraine ein illegitimes faschistisches Regime herrsche, findet nun eine Verknüpfung der Vergangenheit mit der Gegenwart statt. Der Zweck dieser

Propagandalüge, die bei der Mehrheit im Land zu verfangen scheint, ist simpel: Wenn unser Land früher unter schwierigsten Umständen den Faschismus besiegt hat und dieser uns nun ein weiteres Mal bedroht, müssen wir alles dafür tun, unseren Sieg zu wiederholen – koste es, was es wolle. Diese groteske historische Herleitung wird auch dadurch genährt, dass ukrainische Nationalisten im Zweiten Weltkrieg zeitweilig mit den deutschen Besatzern kooperierten und nach dem Krieg durch einen Partisanenkampf versuchten, gegenüber der Sowjetunion eine staatliche Souveränität der Ukraine zu erzwingen.

Eine angebliche historische Notwendigkeit eines Zusammenschlusses zwischen Russland und der Ukraine beruht aber nicht nur auf diesem Erinnerungsdiskurs. Dem Staatspräsidenten und Hobbyhistoriker Wladimir Putin geht es vielmehr um eine vermeintliche gemeinsame Geschichte »von mehr als tausend Jahren«. Die Geschichte des mittelalterlichen Großreiches Kiewer Rus dient dem Kreml dazu, territorialen und machtpolitischen Anspruch auf die Staatsgebiete Russlands, Belarus und der Ukraine zu erheben. Dafür werden passende historische Bezüge angeführt und unpassende verschwiegen.

Auch wenn es bei all dem um die Etablierung eines neuen russischen Imperiums geht, strebt die russische Elite kein Wiederaufleben der Sowjetunion an. Das heutige russische Imperium basiert auf vollkommen anderen kulturellen und politischen Parametern. So fehlt die zumindest rhetorisch formulierte Friedfertigkeit der sowjetischen Ära oder ein irgendwie anders gearteter gesellschaftspolitischer Anspruch. Wie funktional Putin mit der sowjetischen Geschichte umgeht, wurde in seiner Rede vom 21.02.2022 deutlich. Darin rechnete der russische Präsident mit der frühen Nationalitätenpolitik der Sowjetunion ab. Das Staatsgebiet der heutigen und damaligen Ukraine – zu Lenins Zeiten noch ohne die Krim – bezeichnete er als »Wladimir-Lenin-Ukraine« und distanzierte sich damit deutlich vom historischen Erbe des Gründers der Sowjetunion. Zugleich lobte er jedoch mehrere »Verdienste« Stalins. In der Ukraine wurde hieraus in kürzester Zeit ein sarkastischer Witz: Wenn in Russland nun von der »Wladimir-Lenin-Ukraine« gesprochen wird, wäre es doch langsam an der Zeit, Lenin aus dem Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau nach Kyiv umzubetten.

Die Gründe für das Heranziehen von historischen Bezügen auf russischer und ukrainischer Seite sind grundverschieden. Während es der ukrainischen Seite darum geht, das eigene Land zu verteidigen und die internationale Gemeinschaft wachzurütteln, formuliert die russische Seite hieraus imperiale Ansprüche. Für die Ukrainer*innen ist es eine schlichte Überlebensstrategie, auf russischer Seite wird damit ein Angriffskrieg begründet.

Nichtsdestotrotz bleibt es wichtig, ahistorischen Vergleichen auf beiden Kriegsseiten zu widersprechen. Ich bin mir bewusst, dass eine Analyse der erinnerungspolitischen Überlagerungen in der Ukraine niemanden vor Raketen oder Artilleriebeschuss schützt. Dennoch hilft die Entschlüsselung von Überlagerungen in Erinnerungsdiskursen und die Kritik an fragwürdigen Vergleichen, Geschichte und Gegenwart besser zu verstehen. Ebenso schützt es gegen geschichtsrevisionistische Propaganda – gegen Lügen, wie wir sie momentan tagtäglich von der russischen Kriegsseite aufgetischt bekommen.

Jakob Stürmann ist am *Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow* tätig. Er ist seit 2016 *ASF*-Vorstandsmitglied und seit Oktober 2020 stellvertretender Vorsitzender des Vereins. 2004-2006 leistete er einen Freiwilligendienst in der Ukraine in Simferopol (Krim).

Vergelt´s Gott!

Ein friedensethischer Einspruch

Gabriele Scherle und Peter Scherle

Vergelt's Gott! In diesem kleinen Gruß hält die deutsche Sprache zumindest im süddeutschen und alpenländischen Dialekt eine Wahrheit präsent, die den arglosen Gebrauch des Wortes Frieden eigentlich verbieten sollte, wie er auf Demonstrationen für den Frieden und auch bei kirchlichen Gebeten oder Gottesdiensten für den Frieden häufig zu finden ist. Dabei wird ausgeblendet, dass der Weg vom Krieg zum Frieden nicht so einfach zu gehen ist.

Sprachlich gehört das »Vergelt's Gott!« in den Zusammenhang des Dankens. Möge Gott es dir vergelten, was du Gutes getan hast, lautet die Bitte, deren Adressat allerdings Gott ist. Und die Antwort sollte lauten: Möge Gott es segnen (»Segne's Gott.«) oder auch: Möge Gott es dir zurückzahlen (»Zahl's Gott.«). Dass es hier um den Dank für etwas Gutes geht, mag dazu beigetragen haben, dass der größere Zusammenhang mit dem Recht und der Religion verdrängt wurde.

Hier geht es darum, dass der Bruch des Rechts und das Tun des Schlechten ebenfalls einen Preis haben. Wenn das Zusammenleben im Gemeinwesen gestört wird, wenn Menschen verletzt werden, dann kann Friede nur wiederhergestellt werden, wenn die dafür Verantwortlichen einen Preis zahlen. Ohne Vergeltung, ohne einen Ausgleich für den Schaden, kann es keinen Frieden geben.

Auf dem Feld des Rechts ist dies bis heute selbstverständlich. Sofern eine Tat rechtsverbindlich festgestellt wird, kann sie – je nach Schwere der Tat – bestraft werden. Der Rechtsfriede kommt ohne Strafrecht nicht aus. Das ist seit dem antiken Talionsrecht so, in dem auch die Formel »Auge um Auge, Zahn um Zahn« beheimatet war. Wir nennen diesen Zusammenhang zwar nicht mehr Vergeltung, sprechen aber nach wie vor von Sühne als Sinnzusammenhang des Strafrechts. Taten müssen gesühnt beziehungsweise vergolten werden, gerade weil es nicht um »Wiedergutmachung« geht. Denn das, was unwiderruflich zerstört wurde, kann nicht wieder gut gemacht werden. Es geht darum, die Täterin oder den Täter nicht aus der Rechtsgemeinschaft zu stoßen, sondern gerade haftbar zu machen. Anders wäre ein Zusammenleben von zu Opfern gemachten Menschen mit den Tätern nicht mehr denkbar.

Die Versöhnungsbereitschaft der Opfer ist nicht erzwingbar

Angesichts des völkerrechtswidrigen Angriffskrieges Russlands gegen die Ukraine und der schon jetzt dokumentierten Verbrechen in Butscha und anderswo, deren rechtlicher Charakter noch festgestellt werden muss, ist der Ruf nach dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag mehr als verständlich. Ohne Bestrafung der Täter kann es keinen Frieden mehr geben. Wer meint, die Ukrainer müssten aufhören, ihr Land zu verteidigen, damit es Frieden gebe, stellt eine geradezu obszöne Forderung. Dass diese Forderung in Deutschland laut wird, zeigt einerseits, wie tief der »habituelle Pazifismus« (Dan Diner) hierzulande verankert ist. »Nie wieder Krieg« meint dann eigentlich: Lasst uns in Ruhe mit dem Krieg. Es zeigt andererseits, dass die Formel »Nie wieder Auschwitz« reichlich hohl ist und es wohl immer war. Die Opfer der Schoah und ihre Nachkommen waren zu Recht skeptisch gegenüber der deutschen Erinnerungskultur, die eben auch dazu diente, den eigenen Frieden mit der deutschen Schuld zu schließen. Das deutlichste Indiz dafür war die Vorstellung, es könne eine »Versöhnung« mit den Opfern geben. Dass Menschen, die zu Opfern gemacht wurden, von ihrer Bitterkeit nicht lassen konnten und können, dass es gerade die Unversöhnlichkeit sein kann, die der Toten wirklich gedenkt, das ist unverstanden geblieben.

Alle Versuche von Wahrheits- und Versöhnungskommissionen, die es seitdem auf der Welt gegeben hat, von Südafrika über Kolumbien und Nordirland bis zu Ruanda, mussten sich ebenfalls dieser Erkenntnis stellen. Weder die Bitte um Vergebung noch die Zahlung von Reparationen kann die Versöhnungsbereitschaft der Opfer erzwingen.

Wie kann es Frieden, echten Frieden geben, angesichts von Leid und Zerstörung, angesichts der Leben, die für immer verloren sind? Was das nationale und das internationale Strafrecht offenlässt und offenlassen muss, ist die Antwort auf diese Frage. Das geschehene Leid kann nicht wiedergutgemacht werden. Jedenfalls nicht mehr durch die menschliche Gemeinschaft. Im Gruß »Vergelt's Gott!« ist das durch den Adressaten markiert, also durch den Appell an Gott, Gutes zu vergelten. Der Gruß rechnet damit, dass es einen Horizont menschlichen Zusammenlebens gibt, der das unabgegoltene Gute und Schlechte noch umgreift. Dieser Horizont wird im jüdischen Tenach und der christlichen Bibel durch die Erwartung eines göttlichen Gerichts am Jüngsten Tag beschrieben. Es gibt keine Hoffnung auf Erlösung, keine Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, ohne das göttliche Gericht.

Das Blut der Opfer schreit zum Himmel

Die ethisch obszönen Vorschläge, die Ukrainer mögen doch – bitte schön – Frieden geben, wie sie auch aus den Kirchen zu hören waren, dürften ihren Grund darin haben, dass die christliche Frömmigkeit durch die Verkündigungspraxis an ein harmloses Evangelium gewöhnt wurde, dem die Vorstellung vom göttlichen Gericht ganz fremd geworden ist. Dafür gibt es vielerlei Gründe. So wurden etwa in den Psalmen, die in Gottesdiensten gelesen und gebetet werden, die Anklänge an den richtenden Gott so weit wie möglich abgeschwächt. Das moderne Liedgut hat sein Übriges getan, Gott zu verharmlosen.

Als archaisch und patriarchal – und, in Folge eines immer noch wirksamen Antijudaismus, auch als »alttestamentarisch« und »jüdisch« – wurde die Vorstellung von der Vergeltung Gottes in den letzten Jahrzehnten theologisch diskreditiert. Zurückblieb der »liebe Gott«, der uns nichts tut. Der uns aber auch, wie wir jetzt merken, nichts mehr bedeutet. Dieser liebe Gott hat mit der Härte des Lebens nichts zu tun. Gott kann dann nicht einmal mehr dafür angeklagt werden, dass er Verbrechen wie in Butscha duldet. Die Klage hat ihren Adressaten verloren, den richtenden Gott.

Diese Entkernung des christlichen Gottesbildes zeigt sich bei der inzwischen auch unter Vertreter*innen der Kirchen beliebten Aussage, es sei gleichgültig, ob Deutschland der Ukraine Waffen liefere oder nicht, denn wir würden in jedem Fall schuldig. Wer diese theologische Figur bemüht, um sich aus der politischen Verantwortung zu stehlen, vergisst, dass die Rede von der Schuld, in die wir verwickelt sind, keine Entschuldigung ist, sondern durch das »Jüngste Gericht« hindurch muss. Ohne eine gerichtsfeste »Vergeltung« (hebräisch: schilem) gibt es keinen Frieden (schalom). Das Blut der Opfer schreit zum Himmel. Gott wird darauf antworten und Rechenschaft fordern von den verantwortlichen Tätern und ihren religiösen Mittätern, aber auch von den Zuschauern, die vor allem mit ihrer Befindlichkeit und einem reinen Gewissen beschäftigt waren.

Die Rückkehr Russlands in die Rechtsgemeinschaft erzwingen

Das ist keine überholte Vorstellung, sondern eine zentrale Erwartung des christlichen Glaubens. Christus, so wird es sonntäglich im Credo bekannt, »wird kommen zu richten die Lebenden und die Toten«. Und er kommt nicht von irgendwo, sondern er kommt von jenem Ort, an dem die ganze Handlungsmacht Gottes angesiedelt ist, denn »er sitzt zur Rechten Gottes«.

Vergelt's Gott! – das ist eine Hoffnung, die über alle menschlichen Möglichkeiten hinausgeht. Denn diese Hoffnung umfasst auch die Toten. Kein Waffenstillstand, keine politische Vereinbarung und schon gar kein Ziel der Geschichte kann die Toten mehr erreichen. Für sie bleibt uns nur die Hoffnung auf ein göttliches Gericht, in dem die Opfer der Geschichte aufgerichtet und ihre Verletzungen geheilt werden. Diese Hoffnung ermächtigt uns allerdings nicht dazu, selber an den Täterinnen und Tätern Rache zu üben. Daran besteht kein Zweifel: »Die Rache ist mein, spricht der HERR.« Das aber bedeutet auch: Es gibt eine göttliche Vergeltung. Unsere begrenzte Vorstellungskraft hat kaum Bilder dafür, wie das gehen kann, ohne Rache an Rache zu reihen.

Indem uns die Rache aus der Hand genommen wird, kann gerade die Vorstellung vom Jüngsten Gericht davon befreien, dem »Mythos der erlösenden Gewalt« (Walter Wink) zu erliegen und im menschlichen Handeln am Ende Rache an Rache zu reihen. Es wäre allerdings auch eine irrige Vorstellung, im politischen Handeln an die Erlösung durch unbedingte Gewaltfreiheit zu glauben. Gegen die entfesselte und vom russisch-orthodoxen Patriarchen Kyrill sakralisierte Gewalt, die erklärtermaßen eine Vernichtung des ukrainischen Staates und Volkes anstrebt, hilft nur die rechtserhaltende Gewalt der militärischen Verteidigung. Nur so kann hoffentlich die Rückkehr Russlands in die Rechtsgemeinschaft erzwungen werden, die dann vor dem Internationalen Strafgerichtshof bestätigt werden muss.

Bis dahin sollte vor jedem Gebet um Frieden um der Opfer des Krieges willen die Bitte stehen: Möge Gott den getöteten und verletzten Opfern und den Tätern über die Möglichkeiten des Rechts hinaus gerecht werden. »Vergelt's Gott!« Der russische Oberbefehlshaber Putin und sein religiöser Unterstützer Patriarch Kyrill sollten sich vor dieser Bitte fürchten. Der »liebe Gott« ist tot.

Gabriele Scherle ist evangelische Theologin und war Pröpstin für Rhein-Main. Sie ist Vorstandsvorsitzende der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main und Vorstandsmitglied der *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* und Mitglied der Predigthilfe-Redaktion.

Dr. Peter Scherle ist evangelischer Theologe und war bis 2020 Direktor des Theologischen Seminars Herborn.

Ölbäume, Brüder und Bindestriche

Die Entwicklung christlich-jüdischer Beziehungen im Spiegel ihrer Metaphern

Karma Ben Johanan

Auszug aus der Antrittsvorlesung für den Lehrstuhl für Geschichte und Gegenwart des christlich-jüdischen Verhältnisses, gehalten in Berlin am 27.10.2021[1]

In diesem Vortrag möchte ich über einige der Herausforderungen nachdenken, mit denen die jüdisch-christliche Begegnung heute konfrontiert ist, und zwar durch die Brille der Metaphern, der Bilder und der Konzepte, mit denen die zeitgenössischen Beziehungen zwischen Juden und Christen oft dargestellt werden.

Es sollte von vornherein gesagt werden, dass diese Herausforderungen nicht für alle Begegnungen zwischen Christen und Juden charakteristisch sind, die eine Vielfalt bilden, die sehr widerstandsfähig gegen die Art von Verallgemeinerungen ist, die ich heute machen werde. Ich möchte mich auf bestimmte Aspekte der Beziehungen zwischen Juden und Christen konzentrieren und dabei insbesondere die Unterschiede zwischen zwei Kontexten hervorheben, mit denen ich besonders vertraut bin, nämlich einerseits dem deutschen bzw. europäischen und andererseits dem israelischen.

II – Neue Bilder der Vergangenheit

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurden christliche Erklärungen und theologische Werke mit einer Vielzahl neuer Bilder von den jüdisch-christlichen Beziehungen ausgestattet. Diese Bilder versuchten, den Horizont der jüdisch-christlichen Versöhnung in die christliche Tradition zu integrieren. Das Ölbaum-Gleichnis des Paulus war – und ist – besonders prominent. So beginnt der bahnbrechende Rheinische Synodalbeschluss »Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« von 1980 mit dem Paulus-Zitat: »Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich« (Röm 11,18b).[2]

Ein weiteres markantes Bild entstand 1986 mit der berühmten Rede von Johannes Paul II. in der Großen Synagoge von Rom: »Ihr seid unsere bevorzugten Brüder und, so könnte man gewissermaßen sagen, unsere älteren Brüder«[3], so Johannes Paul II.

Gleichzeitig wurden neue Konzepte für die Beziehungen zwischen Juden und Christen aus dem theologischen in den politischen Diskurs übertragen, wobei

die »jüdisch-christliche Tradition«[4] zu einem ethischen Paradigma für den sich erneuernden Westen wurde.

Wurzeln, ältere Brüder, eine gemeinsame, sogar mit Bindestrich versehene Tradition – diese drei populären Begriffe sind an die Stelle einer seit langem etablierten Sammlung antijüdischer Bilder getreten, wie beispielsweise Ahasver, die verblendete Synagoga, die Judensau und so weiter. Das Einbrennen der neuen Bilder und Metaphern in das christliche Bewusstsein wurde als eine äußerst wichtige Bildungsaufgabe gesehen.

Die neuen Bilder sollten nicht nur die versöhnliche Gegenwart repräsentieren, sondern auch eine andere Art von Erinnerungen hervorrufen. Die jüdisch-christlichen Metaphern dienen sozusagen dazu, die Vergangenheit zu erlösen und das gefährliche Potenzial zu neutralisieren, das »schlechte« Erinnerungen auf die Gegenwart übertragen könnte. So wie die Erinnerung an die Juden als Christusmörder Gewalt erzeugt hat, kann die Erinnerung an sie als Wurzeln Respekt erzeugen.

Diejenigen, die mit dem jüdisch-christlichen Dialog vertraut sind, wissen, wie beispiellos, wie neuartig und zerbrechlich die gegenwärtige jüdisch-christliche Beziehung ist. Da wir es hier jedoch mit religiösen Traditionen, d. h. mit Erinnerung zu tun haben, wäre es nicht ratsam, die gegenwärtige jüdisch-christliche Verbrüderung als etwas völlig Neues darzustellen. Nicht anders als im alten Rom ist eine Art Altersbeweis unerlässlich, um einen religiösen Anspruch überzeugend zu machen. Die jüdisch-christliche Brüderlichkeit muss daher als eine bestehende, fortdauernde Verantwortung in Erinnerung gerufen werden, die uns durch unsere eigenen Traditionen auferlegt wird.

Durch die Lektüre der Quellen und die Herausarbeitung von Momenten der Brüderlichkeit, der Nähe und der Kontinuität wird versucht, »den nichteingeschlagenen Weg« in der Geschichte der Beziehungen zwischen Juden und Christen wiederzufinden, diese Aspekte der Tradition auszugraben, die immer vorhanden waren, aber ständig von gegenseitiger Feindseligkeit, symbolischer Gewalt sowie tatsächlicher christlicher Gewalt gegen Juden überschattet wurden.

III – Judentum und Christentum als Ausdruck einer Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Dennoch haben diese neuen Bilder der Vergangenheit im christlichen Bewusstsein eine andere Funktion. Die Wurzel, die die Zweige trägt und belebt; die Versöhnung zwischen dem älteren und dem jüngeren Bruder; die fortdauernde Verbindung zwischen dem Vorher und dem Nachher des jüdisch-

christlichen Bindestrichs, der das Fortbestehen der alttestamentlichen Werte in der zeitgenössischen Kultur darstellt – all diese Konzepte bringen nicht nur eine vergessene Vergangenheit jüdisch-christlicher Affinität ans Licht; sie bringen auch ein glattes, unzerstörbares Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem Alten und dem Neuen hervor.

Diese Funktion der neuen jüdisch-christlichen Bilder korrespondiert natürlich mit der christlichen Zeiteinteilung zwischen der jüdischen Vergangenheit und der christlichen Gegenwart. Statt das Christentum als allmähliche Überwindung der jüdischen Vergangenheit darzustellen – wie es in der antijüdischen Literatur durch die Jahrhunderte hindurch der Fall war –, zeigen die neuen Bilder eine Offenheit der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit, eine Akzeptanz der Vergangenheit in der Gegenwart.

In Deutschland erfordert die Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Vergangenheit – repräsentiert durch die Juden – natürlich, die doppelte Last sowohl des Alten Testaments als auch des Holocausts zu tragen, die beide die Christen vor die überwältigende Forderung stellen, mit der Vergangenheit zu leben, ohne die Illusion, sie überwinden oder von ihren verworrenen und anstößigen Elementen bereinigen zu können. In hohem Maße sind die jüdisch-christlichen Beziehungen in Deutschland mehr als eine Übung im Überwinden, im Vorwärtskommen, sie sind eine Übung im geduldigen Verweilen im Raum der Relikte bzw. Reliquien.

IV – Schwierigkeiten. A. Die Ersetzung der Ersatztheologie

Die neuen Konzepte einer unwiderruflichen Verbindung zwischen Judentum und Christentum und zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart bringen zwei bedeutende Schwierigkeiten mit sich. Die erste Schwierigkeit ist der Platz, den die Erinnerung an die Zerstörung, זכר לחורבן (secher lahḥurban), wie wir im Hebräischen sagen, in der neuen Erinnerung einnimmt.

Ideen, die Kontinuität und Verbundenheit ausdrücken, ersetzen Ideen, die Bruch und Feindseligkeit ausdrücken. So wird, um erneut Römer 11 zu zitieren, das »nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen« ersetzt durch das »aber nach der Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen« (Röm 11,28). Ebenso ersetzt »die Wurzel, die dich trägt« die abgebrochenen Zweige, die vom paulinischen Baum abgeschnitten wurden und noch auf ihre Wiedereingliederung warten (vgl. Röm 11,17-24).

Liebe tritt an die Stelle von Hass, Eingliederung an die Stelle von Ausgrenzung, Barmherzigkeit an die Stelle von Härte. Wo aber bleiben die Über-

reste der abgebrochenen Zweige, des Hasses, der Ausgrenzung, und der Härte? Wie Sie sicher wissen, zerbrechen wir bei Hochzeiten ein Glas zur Erinnerung an die Zerstörung. Welches Glas können wir jetzt aber zerbrechen, wenn wir die neue christlich-jüdische Bindung feiern?

IV – Schwierigkeiten. B. Reziprozität

Die andere Schwierigkeit besteht darin, dass der gordische Knoten zwischen den Juden und der Vergangenheit all diese neuen Bilder für eine nicht zu vernachlässigende Anzahl von Juden doch zumindest teilweise unbequem macht. Es stimmt, Paulus ist nicht der Christ, für den wir ihn hielten. Er ist in Wirklichkeit, wie uns die Bibelwissenschaften in den letzten Jahrzehnten überzeugend gelehrt haben, viel jüdischer, als er über die Jahrhunderte hinweg schien. Doch trotz seines eigenen Jüdischseins ist Paulus nie sozusagen in den Baum der jüdischen Tradition zurückgepfropft worden. Sein Gleichnis bleibt eine streng christliche Metapher, die keine jüdisch-christliche Gegenseitigkeit anregt. Vor dem Ölbaum des Paulus können sich die Juden nur auf die Rolle von Zeugen zurückziehen – Zeugen des Wandels in der christlichen Auslegung ihrer eigenen Schriften. Dies ist keineswegs eine kleine Rolle. Doch sie ist nicht reziprok.

Alttestamentliche Metaphern sind jedoch nicht unbedingt »die Rettung«, wie der Fall der »Fratelli Maggiori«-Metapher von Johannes Paul II. zeigt. Wenn der Papst nicht hinsah, lauerte hinter seinem Rücken der typologische Wettbewerb um die Identität des jüngeren Bruders, der die jüdisch-christliche Polemik durch die Jahrhunderte hindurch angetrieben hat. Christen und Juden konnten nie darin übereinstimmen, wer den älteren Bruder (Esau) und wer den jüngeren Bruder (Jakob), der das Erstgeburtsrecht von Esau gestohlen hat, repräsentiert. Beide beanspruchen die Identität von Jakob, der dann den Segen des Erstgeburtsrechts vom Vater erhalten hat. Würden die Juden tatsächlich bereit sein, das Erstgeburtsrecht für ein versöhnliches Linsengericht zu verkaufen, wie Esau es tat, und sich mit dem älteren Bruder zu identifizieren?

Mit den Worten des französisch-israelischen Intellektuellen und Rabbiners Yehudah Leon Ashkenazi: »Man sollte ohne einen Funken Ironie oder Humor sagen, dass die Juden als ›ältere Brüder‹ der Christen verpflichtet sind, den Christen bei der Lösung ihres Identitätsproblems zu helfen.«[5] Natürlich enthält Ashkenazis Auseinandersetzung mit Johannes Paul II. in der Tat mehr als nur ein Fünkchen Ironie und Humor. Was Ashkenazi in seinem raffinierten Stil impliziert, ist ein Rollentausch: Eigentlich sollen Juden die Christen ermutigen, ihre Selbstwahrnehmung als jüngere Brüder aufzugeben und sich

stattdessen als ältere Brüder anzusehen, als Esau, und die Identität der jüngeren Brüder, Jakob, den Juden zu überlassen. Dezidiert an der Identität des Jüngeren festhaltend, blickt Ashkenazi zurück auf die lange Geschichte des Misstrauens gegenüber der Möglichkeit einer echten Versöhnung zwischen Jakob und Esau.

In einem Midrasch aus Genesis Rabba wird über die Szene in Gen 33, in der Esau Jakob küsst und beide weinen, über die Ähnlichkeit zwischen dem hebräischen Wort für »küssen« (נשק/naschaq) und dem hebräischen Wort für »beißen« (נשך/naschach) sinniert[6]. Dort sagt Rabbi Jannai, dass Esau »gekommen war, [... Jakob] zu beißen«. Dabei wurde Jakobs Hals zu Marmor. Und der Midrasch fährt damit fort, dass beide weinten, »der eine [...] weinte wegen seines Halses und der andere [...] wegen seiner Zähne«.

Das düstere Schicksal des »jüdisch-christlichen« Bindestrichs im 21. Jahrhundert zeugt von ähnlichen Schwierigkeiten. Der Bindestrich begann seinen Weg als antijüdisches Zeichen des protestantischen Christentums im 19. Jahrhundert, das sich von jüdischen und katholischen Überresten befreien wollte.[7] In der Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts wurden die negativen Bedeutungen des Signifikanten »jüdisch-christlich« entfernt, und der Begriff wurde in eine Repräsentation von Pluralität, Liberalismus und Inklusivität umgewandelt. Im gegenwärtigen Jahrhundert haben wir jedoch den ungerechtfertigten neuen Übergang des Bindestrichs erlebt, der erneut zu einem Carl-Schmittschen Signifikanten wurde: Eine Ideologie, die mit dem Christentum nur wenig und mit dem Judentum noch weniger zu tun, in der das »Jüdische« gar keine jüdische Subjektivität mehr repräsentiert, sondern nur noch den Ausschluss des Islams aus der sogenannten westlichen Zivilisation.

Es ist vielleicht ein integraler Bestandteil der jüdisch-christlichen Dynamik, dass Verbindungsstücke gleichzeitig auch als Trennungsfaktoren dienen. In der Tat zeigt sich diese Dynamik immer wieder in der tragischen Geschichte des jüdisch-christlich-muslimischen Dreiecks und in der Art und Weise, wie dieses Dreieck ständig zwischen Freund und Feind geteilt und wieder geteilt wurde.

Unsere drei Beispiele zeigen, dass die neuen Bilder der jüdisch-christlichen Wiederannäherung für Juden oft schwerer zu identifizieren sind als für Christen. Selbst der Begriff des jüdisch-christlichen Dialogs scheint vom »Jüdischen« zu sprechen und dasselbe zu bezeichnen, was »christlich« bedeutet, nämlich eine Art religiösen Inhalt, der dem Selbstverständnis vieler Juden widerspricht. Viele Juden – vor allem wir Israelis, die wir uns oft als ganz neue Konfigurationen des Jüdischen, als »Start-up-Nation« erleben – können uns in diesen christlichen Spiegeln kaum wiedererkennen. Ironischerweise ist gerade

dieses Gefühl der Entfremdung von unserem eigenen Spiegelbild an sich eine alte jüdische Erfahrung.

Doch wie viele Wissenschaftler gezeigt haben, ist es unmöglich und wahrscheinlich auch nicht wünschenswert, zu versuchen, die Juden aus dem christlichen Selbstverständnis zu entwurzeln. Die verinnerlichte Existenz des Judentums innerhalb des Christentums hat durch die Jahrhunderte hindurch viel Leid verursacht, aber sie hat auch das jüdische Überleben ermöglicht – diese beiden Seiten der Medaille sind für das Verständnis der jüdischen Geschichte wesentlich.

VI – Jüdische Überlegungen

Was ist also die Rolle der Juden im christlich-jüdischen Dialog? Und welches Bild würde die gegenwärtigen jüdisch-christlichen Beziehungen aus jüdischer Sicht angemessen wiedergeben? Müssen Juden die gleichen Mittel, die Christen einsetzen, um die christliche Ambivalenz gegenüber dem Judentum aus der christlichen Tradition zu tilgen, auch einsetzen, um die jüdische Ambivalenz gegenüber dem Christentum aus der jüdischen Tradition zu tilgen? Oder sollte dies vielmehr ein einseitiger Prozess bleiben? Wird von den Juden erwartet, dass sie vollständig in den Baum der Versöhnung eingepfropft werden? Und wer legt die Regeln fest?

Der Weg, die Versöhnung zwischen Juden und Christen in die jüdische Sprache und Symbolik zu integrieren, ist noch im Entstehen begriffen, und die offenen Fragen sind zahlreich. Diese Veranstaltung ist eine gute Gelegenheit, auf die jüdischen Vorreiter hinzuweisen, die genau diese Fragen in ihrer Arbeit berücksichtigten und heute unter uns sind.

Beginnen wir also mit der Frage der Erinnerung. Wie erinnern sich Juden an das Christentum? Im Vergleich zur grundlegenden Verbindung des Christentums mit dem Judentum neigen wir zu der Annahme, dass sich Juden nur dann mit dem Christentum beschäftigten, wenn die historische und politische Realität sie dazu zwang – um sich vor dem Druck zu schützen, konvertieren zu müssen. Nach dieser Annahme war das Christentum für die Juden nur bedingt von Interesse, als eine äußere Kraft, gegen die sich die Juden verteidigen sollten.

Die Implikationen dieser Annahme für das Zeitalter der Versöhnung sind, dass alles, was es braucht, um die jüdische Haltung gegenüber dem Christentum zu mildern, die Anerkennung ist, dass die heutigen Christen tatsächlich anders sind – sie sind Freunde und keine Verfolger.

Doch diese Annahme scheitert in mehrfacher Hinsicht.

Erstens ist die Unterscheidung zwischen dem (internen) Theologischen und dem (externen) Politischen im Hinblick auf das jüdisch-christliche Verhältnis nicht gültig, weil für beide Religionen, zumindest seit der Christianisierung des Römischen Reiches, das Machtverhältnis eine Funktion innerhalb der theologischen Polemik hatte. Die siegreichen Christen und die vertriebenen Juden waren nicht nur im christlichen Bewusstsein, sondern auch im jüdischen Bewusstsein miteinander verwoben. Die jüdische Beschäftigung mit dem Christentum war Teil des jüdischen Diskurses über die Galut, das Exil, über den theologischen Nachhall politischer Unterlegenheit und über die Hoffnung auf ein Anderes.

Zweitens entwickelte sich die jüdische Toleranz gegenüber dem Christentum traditionell in direktem Verhältnis zur christlichen Aggressivität und nicht umgekehrt. Wie Jacob Katz in seinem Klassiker »Exklusivität und Toleranz«[8] dargelegt hat, mussten die Juden, je offensiver die Christen gegenüber der jüdischen Religionsausübung und der rabbinischen Literatur wurden, ihre Tradition apologetisch verteidigen und beweisen, dass sie in der Tat tolerant, aufgeklärt und rational ist, ganz und gar geeignet für christliche Empfindungen.

Die öffentliche Polemik, die den Juden aufgezwungen wurde, die Angriffe auf den Talmud, das offene Auge des christlichen Zensors – das waren die Faktoren, die die Juden ermutigten, eine positive Bewertung des Christentums zu entwickeln. Diese Entwicklung diente manchmal nur dazu, das christliche Misstrauen zu beschwichtigen, manchmal drang sie aber auch in das Herz der jüdischen Tradition ein und veränderte sie von innen heraus.

So wurden positive jüdische Einstellungen zum Christentum in der Erinnerung in engem Zusammenhang mit jüdischer Verwundbarkeit und Abhängigkeit festgehalten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Äußerungen der Toleranz, der Partnerschaft und der Rücksichtnahme gegenüber dem Christentum in der jüdischen Tradition fast immer mit der Erfahrung der Abhängigkeit verbunden sind. »Wir müssen sehr vorsichtig sein, wenn wir die Nationen unserer Zeit respektieren, in deren Ländern und Staaten wir Schutz suchen […]«, schrieb der Rabbiner Ezechiel Landau im 18. Jahrhundert: »Wir sitzen in ihrer Mitte und sie glauben an die Gebote der Religion, es ist einfach so, dass wir verpflichtet sind, die Christen zu respektieren und zu verherrlichen«[9].

Oder, wie es der Frankfurter Rabbiner Samson Raphael Hirsch im 19. Jahrhundert in seinem Kommentar zu dem vorher erwähnten Kuss aus Gen 33 ausdrückt:

> »Aber auch Esau legt nach und nach, und immer mehr und mehr das Schwert aus der Hand, gibt immer mehr und mehr der Humanität Raum, und zwar ist

> es gerade Jakob, an dem Esau zumeist Gelegenheit hat zu zeigen, dass, und wie das Prinzip der Humanität bei ihm zum Durchbruch zu kommen anfängt. Wenn der Starke das Recht des Starken achtet, mag es Klugheit sein. Erst wenn der Starke, hier Esau, dem Jakob, dem Schwachen um den Hals fällt und das Schwert der Gewalt weithin von sich wirft, erst dann zeigt sich, dass Recht und Menschlichkeit in ihm zum Siege kommen.«[10]

Verletzbarkeit, Schwäche und Abhängigkeit gehörten bekanntlich zu den Eigenschaften, die die Juden vor allem nach dem Holocaust am liebsten hinter sich gelassen hätten. Die weltpolitischen Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere die Gründung des Staates Israel, haben ihnen dies weitgehend ermöglicht.

Wie beeinflusst dieser Wandel nun aber die jüdische Einstellung zum Christentum? Sind die Juden, die jetzt nicht mehr inmitten der Christen sitzen, um es mit Ezechiel Landau zu sagen, immer noch verpflichtet, diese zu respektieren und zu verherrlichen? Oder muss Jakob, um es mit Hirsch zu sagen, schwach bleiben, um Esaus Menschlichkeit zu wecken und die Rivalität der Vergangenheit zu überwinden? Mit anderen Worten: Kann die jüdische Tradition Quellen und Bilder bereitstellen, die das christlich-jüdische Verhältnis nähren, ohne jüdische Schwäche, Abhängigkeit und Opferrolle zu unterstellen?

Ein schönes Zitat von Gershom Scholem bringt in meinen Augen diese aktuellen Unstimmigkeiten zwischen jüdischem und christlichem Bewusstsein gut zum Ausdruck. Nach seiner Einwanderung nach Jerusalem dachte Scholem über die Risiken und das Potential einer »Israelisierung« der Wissenschaft des Judentums nach (die er natürlich in seinem Koffer aus Berlin mitbrachte):

> »Die große Chance … liegt darin, dass das jüdische Volk nun versuchen kann, ohne nach links oder rechts zu schielen, eine Lösung seiner Probleme zu finden, die Frage der Konfrontation zwischen Juden und Nichtjuden zu stellen, eine historische Klärung all der Fragen anzugehen, die historisch und geistig zwischen Juden und Nichtjuden anstehen; darin, dass es möglich sein wird, diese Probleme zu klären, ohne darauf angewiesen zu sein, was andere dazu zu sagen haben, ohne Rücksicht auf äußere Ängste.«[11]

Gerade als die Christen begannen, nach Quellen in ihrer Tradition zu suchen, die ein Gefühl von mehr Affinität, Verbundenheit und Symbiose mit dem Judentum hervorrufen, haben die Juden begonnen, die Horizonte zu erkunden, die ihnen durch ihre neue Distanz zu den Christen eröffnet wurden.

Darüber hinaus steht der christliche Impuls, sich mit den Juden in der Zeit

ihrer größten Schwäche zu versöhnen, im Widerspruch zu der Tatsache, dass das größte jüdische Projekt des 20. Jahrhunderts darin bestand, eben diese Schwäche zu beseitigen.

Und schließlich läuft das kulturpolitische Projekt des Westens, die europäische Zivilisation der Nachkriegszeit als »Bindestrich-Kultur« auf der Grundlage »jüdisch-christlicher Werte« wiederherzustellen, Seite an Seite mit dem kulturpolitischen Projekt des Judentums, einen jüdischen Staat zu errichten, der zumindest in seiner Selbstwahrnehmung im Wesentlichen und grundlegend nicht mit einem Bindestrich versehen ist.

Als Gershom Scholem von Berlin nach Jerusalem zog, entdeckte er die Vorteile eines unapologetischen Judentums, eines Judentums, das sich nicht mit den Augen des Christentums wahrnimmt.

Indem ich jetzt aber die umgekehrte Bewegung mache, d. h. indem ich von Jerusalem nach Berlin gezogen bin, auch mit etwas Wissenschaft des Judentums in meinem eigenen Koffer, denke ich auch über die Risiken und das Potenzial nach, die jüdisch-christlichen Beziehungen wieder in »ihrer Mitte« zu denken, an dem Ort, an dem die Wissenschaft des Judentums geboren wurde, und genauer gesagt, an einer Evangelischen Fakultät für Theologie.

Ich freue mich darauf, und ich würde mich auch freuen, wenn Sie mit mir die neuen Horizonte, die Grenzen und die Bedingung der Möglichkeit erkunden, die ein solcher Übergang mit sich bringt.

Vielen Dank.

Karma Ben Johanan wurde 2021 erste Inhaberin des Lehrstuhls für jüdisch-christliche Beziehungen an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Der hier abgedruckte Text ist ein Auszug aus ihrer Antrittsvorlesung vom 27.10.2021. Karma Ben Johanan studierte Geschichte an der Universität Tel Aviv und hatte Forschungs- und Lehraufträge an der University of California, Berkeley, der Gregorianischen Universität in Rom und dem Van Leer Jerusalem Institute. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Institutionalisierte Religionen im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert, jüdisch-christliche Polemik und jüdisch-christlicher Dialog, Säkularisierung und politische Theologie. Zum Wintersemester 2022/23 wechselt sie an die Hebräische Universität in Jerusalem.

---

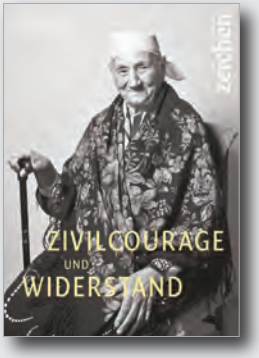
1 Ich danke Sven Merkel für die Übersetzung ins Deutsche und Benedikt Skorzenski für alle Hilfe bei der Überarbeitung in der Vorbereitung zur Publikation.

2 Vgl. den rheinischen Synodalbeschluss »Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« vom 11.01.1980, online verfügbar: www.ag-juden-christen.de/synodalbeschluss-zur-erneuerung-des-verhaeltnisses-von-christen-und-juden (zuletzt aufgerufen am: 3.11.2021).
3 Treffen mit der Jüdischen Gemeinde in der Synagoge von Rom. Ansprache von Johannes Paul II. 13. April 1986, online verfügbar: www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/speeches/1986/april/documents/hf_jp-ii_spe_19860413_sinagoga-roma.html (zuletzt aufgerufen am: 3.11.2021).
4 Für den US-Amerikanischen Kontext vgl. Gaston, K. Healan, Imagining Judeo-Christian America. Religion, Secularism, and the Redefinition of Democracy, Chicago 2019. Für den Europeachen Kontext vgl. Nathan, Emmanuel/Topolski, Is There a Judeo-Christian Tradition?: A European Perspective, Berlin 2017.
5 Ashkenazi, Yehudah Leon, מדרש בסוד ההפכים. זהות מוסרית-עברית [Midrasch über das Geheimnis der Gegensätze. Eine hebräisch-moralische Identität], Tel Aviv 2000, 149f (Übs. d. Verf.).
6 Vgl. BerR 78,9 zu Gen 33,4 (Übs. August Wünsche, Leipzig 1881, 382f). Der Midrasch sucht nach einer Erklärung, warum das Wort יוֹשֵׁקֵהוּ (»und er küsste ihn«) oben mit Punkten versehen ist: »Warum ist denn aber, fragte R. Janai, das Wort punktirt? Um zu lernen, dass er nicht gekommen war, ihn zu küssen (וישקהו), sondern ihn zu beissen (לנשכו), allein der Hals unseres Vaters Jacob ward in Marmor verwandelt und dadurch wurden die Zähne des Frevlers stumpf. Es heisst doch aber hier: sie weinten? Der eine (Jacob) weinte wegen seines Halses und der andere (Esau) wegen seiner Zähne.«
7 Vgl. Nathan, Emmanuel/Topolski, Anya, The Myth of a Judeo-Christian Tradition: Introducing a European Perspective, in: dies. (Hgg.), Is there a Judeo-Christian Tradition? A European Perspective (Perspectives on Jewish Texts and Contexts), Berlin/Boston 2016, 1-14, darin bes. S. 8.
8 Vgl. Katz, Jacob, Exclusiveness and Tolerance. Studies in Jewish-Gentile Relations in Medieval and Modern Times (ScJ 3), New York 1961.
9 Landau, Ezechiel, התנצלות [Apologie], in: ders., ספר נודע ביהודה [Das Buch Noda Bejehuda], Prag 1776, ii.
10 Hirsch, Samson Raphael, Der Pentateuch. Erster Teil: Die Genesis, Frankfurt a.M. 1. Aufl. 1867, 477f.
11 Scholem, Gershom, עוד דבר. פרקי מורשה ותחיה [Noch ein Wort. Kapitel über Erbe und Auferstehung], Tel Aviv 1989, 140 (Übs. d. Verf.). In der deutschen Ausgabe (vgl. Scholem, Gershom, Wissenschaft vom Judentum (Judaica 6), Frankfurt a.M. 1997) gibt es ein ähnlich lautendes Zitat auf S. 41f, die Übersetzung folgt allerdings der Fassung in Scholem, Gershom, דברים בגו. פרקי מורשה ותחיה [Ernste Worte. Kapitel über Erbe und Auferstehung], Tel Aviv 1975, 385-403, dort S. 398.

ASF-Zeitschrift zeichen

Multiperspektivität der Erinnerung

Das zeichen beleuchtet die Vielfalt der Erinnerungsperspektiven und greift aktuelle Erinnerungsdebatten auf. Wir reflektieren das Verhältnis des Gedenkens an die Shoah und an die kolonialen Verbrechen und unterscheiden zwischen Antisemitismus- und Rassismuskritik. Der ASF-Arbeitsbereich »Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft« stellt verschiedene Bildungsprogramme vor.



Zivilcourage und Widerstand

Diese Ausgabe des zeichens widmet sich dem Thema »Zivilcourage und Widerstand« in Geschichte und Gegenwart. Wir schildern den Mut von Menschen, die es schaffen, sich zu widersetzen und wider Gefahren und Bequemlichkeiten zu handeln. Gezeigt werden aber auch die Umstände, die es Menschen schwer machen, Unrecht zu widersprechen.

Spuren der Vernichtung

Am 22. Juni 2022 jährte sich der nationalsozialistische Überfall auf die Sowjetunion zum 81. Mal. Er zog in den folgenden Jahren eine unermessliche Vernichtung nach sich, der fast 30 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Wir richten in dieser Ausgabe des zeichens den Blick auch auf die Opfergruppen, die bislang wenig Beachtung gefunden haben.

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen: infobuero@asf-ev.de
Download: www.asf-ev.de/de/infothek/themen

»Wir wurden nach Deutschland verschleppt. Niemand wollte dort eine Mutter mit drei Kindern beschäftigen.

Wir wurden getrennt. Mein Bruder wurde von der Frau, die ihn aufgenommen hatte, immer wieder verprügelt. Meine Schwester musste schwer arbeiten.

Wir begegneten unterschiedlichen Menschen: freundlichen und gemeinen.

Heute verstehe ich besser, wie schwer es für meine Mutter war, dafür zu sorgen, dass wir alle am Leben blieben und nach Hause zurückkehren konnten.«

Volodymyra Shnaidruk
geboren 1942, Stadt Brody, Oblast Lwiw,
mit ihrer Mutter als Zwangsarbeiterin nach
Deutschland verschleppt

IV. Literaturempfehlungen

Fesselnde Geschichte

Angelika Obert

Roxane von Iperen: Ein Versteck unter Feinden.
Die wahre Geschichte von zwei jüdischen Schwestern im Widerstand
Aus dem Niederländischen von Stefan Wieczorek, Hoffmann und Campe 2020, 399 S., 24 Euro

Warum ist die Geschichte nicht schon früher bekannt geworden? Es sollte wohl so sein. Ein Buch über die Nazi-Zeit, das trotz aller Schrecken Mut macht und sich liest wie ein spannender Roman, brauchte eine Autorin aus einer neuen Generation. Wunderbar jedenfalls hat es sich gefügt, wie Roxane van Iperen dem Stoff auf die Spur kam. Als sie 2012 im Wald nahe der Zuidersee ihr Traumhaus *t'Hooge Nest* erwarb, fand sie beim Renovieren Luken im Boden und Verstecke hinter Vertäfelungen. Sie begann zu recherchieren und entdeckte: Hier haben sich vom Februar 1943 bis Juli 1944 die Schwestern Lien und Janny Brilleslijper mit ihren Familien versteckt, für den kommunistischen Widerstand gearbeitet und anderen Verfolgten Zuflucht gewährt, bis sie von sogenannten »Judenjägern« aufgespürt wurden.

Mit viel Empathie und Gespür für Atmosphäre erzählt Roxane van Yperen vom Leben der beiden Schwestern. Es beginnt lebensfroh in einer eher armen jüdischen Familie in Amsterdam. Lien, die Ältere, studiert Gesang und Tanz und begegnet in Den Haag ihrem Lebenspartner Eberhard Rebling, einem aus Nazi-Deutschland geflüchteten Musiker. Die nüchterne Janny ist von früh an politisch engagiert bei der *Internationalen Roten Hilfe*, wo sie ihrem Mann Bob Brandes begegnet. Als die Nationalsozialisten einmarschieren, drucken Janny

und Bob Flugblätter, die im Kinderwagen des kleinen Sohns Robbie transportiert werden. Sie besorgen gefälschte Ausweise, verstecken Verfolgte. Bald schließen sich Lien und Eberhard der Widerstandsgruppe an. Auch Jaap, der jüngere Bruder der Schwestern, gehört dazu. Gefährdet sind sie alle, die Entdeckung bleibt nicht aus. Es gelingt ihnen eine dramatische Flucht nach Bergen. Als dort kein Bleiben mehr ist, finden sie schließlich das verborgene *Hohe Nest*, wo sie ein gutes Jahr in bedrohter Wohngemeinschaft verbringen, hin- und hergerissen zwischen Naturfrieden und äußerster Anspannung. Die Alliierten sind schon gelandet, als sie entdeckt werden. Nur knapp werden sie die Gräuel der Lager überleben.

Roxane van Iperen, die Zugang bekam zu den persönlichen Unterlagen der Familie, begleitet die beiden Frauen von Station zu Station, macht ihre Gefährdung genauso spürbar wie ihren Lebens- und Kampfeswillen. Sie erzählt auch von den Schicksalen anderer Widerstandskämpfer, so dass die Schwestern nicht als einsame Heldinnen erscheinen. Ihre bewegende, oft atemberaubende Erzählung ergänzt sie mit präzisen Informationen über das Vorgehen der Deutschen als Besatzer und in der Judenverfolgung, über die niederländische Kollaboration, die Realität in den Lagern. Auch diejenigen, die sich mit der NS-Zeit und der Shoah schon viel beschäftigt haben, können durch den Blickwinkel der Niederländerin noch Neues erfahren. Die Schwestern Lien und Janny haben es verdient, in Erinnerung zu bleiben. Wer aus der DDR kommt, wird sich vielleicht erinnern: Lin Jaldati (Lien) und Eberhard Rebling haben dort nach 1952 im Musikleben eine bedeutende Rolle gespielt.

Angelika Obert, Pfarrerin i. R., war von 1993 bis 2014 Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz für den rbb. Sie ist Mitglied der AG Theologie von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* und der Predigthilfe-Redaktion.

Literaturempfehlungen mit Kinder- und Jugendliteratur

Ingrid Schmidt

Navid Kermani: Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen – Fragen nach Gott
Carl Hanser Verlag München 2022, 240 S., 22 Euro

Navid Kermanis Bücher sind Geschenke. Sein schönstes Geschenk bisher war der wunderbare Band »Ungläubiges Staunen – Über das Christentum« (2015 – 5. Auflage!). Ein Muslim versenkt sich in die christliche Bildwelt und betrachtet mit »ungläubigem Staunen« die großen Themen der christlichen Kulturgeschichte! Schöner, intensiver, »gläubiger« hat selten ein Autor nach 1945 diese Welt uns vermittelt! Nun hat er dem jüdischen und islamischen Bilderverbot Rechnung getragen und eine Einführung in den Islam geschrieben, die man nennen könnte »Gläubiges Verwundern«. Viele der eindrücklichen Texte aus dem Islam sind versammelt und fordern uns auf, ihre Sicht Gottes und der Welt kennenzulernen! Wieder ein großes Geschenk! Dank an Navid Kermani!

»Als Scheich Abu Said, einer der berühmtesten islamischen Mystiker des elften Jahrhunderts, einmal nach Tus kam, einer Stadt im Nordosten des heutigen Irans, strömten in Erwartung seiner Predigt so viele Gläubige in die Moschee, dass kein Platz mehr blieb.

›Gott möge mir vergeben‹, rief der Platzanweiser: ›Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen.‹ [...]

Abend für Abend erzählt ein Vater seiner Tochter von der Religion – nicht nur von seiner eigenen, dem Islam, sondern von dem, was alle Religionen eint, von Gott und dem Tod, von der Liebe und der Unendlichkeit um uns herum. Und ist bald bei den großen Fragen, die sich alle Kinder stellen und viel vergessen, wenn sie erwachsen geworden sind: Warum bin ich, und warum ist nicht nichts? – Und was war, bevor etwas war? Was wird sein, wenn nichts mehr ist? [...]«

Navid Kermani, geb. 1967 in Siegen, er lebt in Köln – vielfach ausgezeichnet für sein Werk, erhielt 2015 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Alle Zitate sind der Publikation entnommen.

Anna Woltz: Nächte im Tunnel
Carlsen Verlag Hamburg ab 29. 8. 2022, 256 S., 11,99 Euro

London, September 1940, Bombenalarm in der Nacht, Ella und ihr kleiner Bruder Robbie suchen Schutz im U-Bahntunnel. Sie treffen Joy und Quinn, sie erzählen sich von früher und machen sich Gedanken über ihre Zukunft. – Die niederländische Schriftstellerin Anna Woltz, geb. 1981 in London, aufgewachsen in Den Haag, als Kinderbuchautorin mehrfach ausgezeichnet, schreibt diese Geschichte – schmerzlich aufregend und doch auch zuversichtlich. Für sie sind Kinder »das beste Publikum, das man haben kann!«

Xavier-Laurent Petit: Der Sohn des Ursarswi
Aus dem Französischen von Désirée Schneider, Knesebeck Verlag 2022, 240 S., 15 Euro

Ciprian fährt mit seiner Roma-Familie durch Osteuropa – mit ihrem Bären. Immer wieder werden sie rassistisch bedrängt. Menschenhändler verschleppen sie nach Paris. Dort lernt Ciprian Schach spielen und das verändert sein Leben – aufregend!

Erna Sassen: Ohne dich
mit Illustrationen von Martijn van der Linden, aus dem Niederländischen von Rolf Erdorf, Freies Geistesleben Stuttgart 2022, 264 S., 20 Euro

Der 15jährige Joshua wird wegen seiner zeichnerischen Begabung und seines leidenschaftlichen Intresses für Kunst »Rembrandt« genannt. In der Schule wird er oft gemobbt, seine Familie versteht diesen sensiblen Knaben nicht sehr gut. Er lernt Zivan, eine junge Kurdin, kennen, die aus ihrer Heimat fliehen musste. In der Begegnung der beiden wird ein Kapitel komplexer Gegenwartserfahrungen offengelegt. Joshua erfährt, dass Zivan mit ihrem Cousin verheiratet werden soll. Wird er sie je wiedersehen?

Andrea Hensgen: Ein Käfig ging einen Vogel suchen
Knesebeck München 2022, 40 S., 15 Euro

Ein Vogel findet einen leeren Käfig und nimmt ihn als sein Zuhause. Es ist ein Buch zum Staunen und Sich-freuen mit zarten Illustrationen für »Leserinnen« und »Leser« ab vier Jahren – eine Entdeckung, wie die Welt doch manchmal ganz anders ist als sie scheint!

EXTRABLATT 2/2022
Für Frieden und gegen Krieg
Sankt Michaelsbund – gegr. 1901; kath. Medienhaus und kirchl. Verband f. Presse und Literatur

Das EXTRABLATT der *Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur* wird vom Michaelsbund herausgegeben, dem katholischen Medienhaus für Presse und Literatur, unter anderem als »Zusammenlesebücher« für Kinder und Erwachsene. Die Autor*innen thematisierten auch sexualisierte Gewalt und Missbrauch 1/2022.

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R.

Literaturempfehlungen

Helmut Ruppel

Eine Ankündigung
Alexander Deeg, Marie Hecke, Matthias Loerbroks, Christian Staffa (Hrsg.), Evangelium an dunklen Tagen. Predigten zum 9. November und 27. Januar
Evangelische Verlagsanstalt, November 2022, ca. 208 S., ca. 38 Euro

Es gilt, einen Predigtband anzuzeigen, der das »Evangelium an dunklen Tagen« sagen will, an Tagen, die vom »Morgenlicht der Ewigkeit« und der »verklärten Gnadensonne« unberührt erscheinen. Es geht um den 9. November und den 27. Januar, zwei zwar unterschiedliche, doch in ihrer schuldgeschichtlichen Bedeutung sehr verwandte Tage. Ein Kreis theologisch Interessierter, die mit höchstmöglicher Aufmerksamkeit in ihrem Glauben, Fühlen und Handeln Mitwirkende sein wollen an der Selbstaufklärung der Kirche, hat sich zu dieser Arbeit versammelt, vornehmlich von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*, der *Evangelischen Kirchengemeinde in der Friedrichstadt*, Berlin und der *Evangelischen Akademie zu Berlin*.

Das Erschrecken darüber, dass man der christlichen Gottesrede die theologische Unversöhntheit mit dem Leid kaum ansieht, kaum anhört, hat sie zu den hier versammelten Predigten gebracht. Diese Predigten, so würde vielleicht Peter von den Osten-Sacken sagen, praktizieren das »Recht des Menschen auf Klage«, oder üben das »Vermissen des Reiches Gottes« mit den Worten von Johann Baptist Metz, die zu den theologisch prägenden Stimmen gehören. Und so stehen auch die Psalmen im Vordergrund – drei Ansprachen zu Psalm 74, zwei zu Psalm 86, je einmal zu Psalm 36 und Psalm 3, gemeinsam mit bewegenden Texten zu den Büchern Ruth, Joel und – besonders eindrücklich – Kohelet. Die »Synagoge des Satans« (Apk 2) wie auch Schlüsseltexte aus dem Römerbrief (Cp 1 und 9) werden entfaltet.

Die Fülle wie die Vielfalt der neu beleuchteten Texte ist zum Lesen und Lernen verlockend, ebenso die große Zahl der theologischen Stimmen, unter ihnen Matthias Loerbroks, Christian Staffa, Angelika Obert, Aline Seel, Dagmar Pruin, Thomas Heldt, Marie Hecke, Rachel de Boer und Johannes Gockeler. Darf man das Bild wagen, in diesen Predigten höre die Theologie auf den eigenen Herzschlag? Bitte lesen!

Rainer Stuhlmann: Beherzte Worte aus Jerusalem. Evangelium – verantwortet vor Juden und Muslimen.
Mit einem Nachwort von Angelika Neuwirth, AphorismA Verlag Berlin 2021, 213 S., 16 Euro

Das brennende Haus, die Vernichtung allen Besitzes, die Zerstörung sämtlicher Güter und den Verlust aller kostbaren Schriften vor Augen wird der Rabbi gefragt, was würde er retten? »Das Feuer«, antwortet der Rabbi.

Das Feuer, die Flamme, das Licht und die Leidenschaft! »Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zu tausend Funken zerschlägt?« (Jeremia 23, 29).

Von diesem Feuer ist Rainer Stuhlmann zeitlebens angezogen. Immer wieder eilt er den Funken nach, sie an vielen Orten zu erfahren. Im Rheinischen zwischen Wuppertal und Köln, in Israel zwischen Nes Ammim im Norden und Jerusalem, der hoch gebauten Stadt.

Einige Bücher von ihm haben wir vorgestellt, jüngst »Zwischen den Stühlen« – ein Ort, den er ab und an aufsuchen musste. Nun liegen »Beherzte Worte aus Jerusalem« vor. In der biblischen Körpersprache ist das Herz der Mittelpunkt des Menschen, dort sitzen Erinnerung und Gewissen, Vernunft und Verstand – nicht im Kopf, der ist nur »oben«. Das Herz, der Joker der deutschen Romantik, meint biblisch den ganzen Menschen. Und der ist bei Stuhlmann immer aufgefordert zu hören, zu lernen, zu glauben und zu handeln.

Das Buch hat drei Schwerpunkte: »Von Juden und Muslimen lernen« – »Mit Juden und Muslimen glauben« – Vor Juden und Muslimen bekennen«; dazu sympathetische Nachgedanken der christlich-orthodoxen Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth »Wem gehört die Stadt?«, eine Nachbarin der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde, nahe der »Grabeskirche« und die Stuhlmanns Predigten zuweilen gehört und seine Gemeindepraxis während der Pandemiezeiten erlebt hat.

Der Band wird eröffnet mit einer Ansprache Stuhlmanns zum Reformationstag 2019: »Was Luther von Juden hätte lernen können«. Diesen Text in einem gemeindlichen Arbeitskreis zu lesen, wäre eine lohnendes, weil augenöffnendes Abenteuer, weil er zum Mitlernen einlädt – über Juden, Jüdinnen und Protestant*innen. Nicht weniger die zweite Predigt: »Schabbat – Fest der Freiheit für alle« – und so geht es weiter in der – noch einmal zu erinnern – in der Stadt genereller Gereitztheiten, regiert von der Macht der Stimmungen und vermehrt durch Pandemie-Bedrückungen.

Das »Wir und die da!« als ständiges unterbewusstes Lebensgefühl vermag Stuhlmann bedenkend, unterrichtend, erwägend und stärkend zur Sprache zu bringen. Ein in elementarem Sinne seel-sorgerliches, theopolitisches Buch. Ich schreibe dies mit dem unwürdigen Gepolter im Rücken, mit dem antisemitische Leinwände der *documenta fifteen* zu Boden stürzen. Wie kann angesichts dieses völligen Ausfalls von Verstand ein solches Buch wohltuend wirken!

Anetta Kahane und Martin Jander (Hrsg.): Juden in der DDR, Jüdisch sein zwischen Anpassung, Dissidenz, Illusionen und Repression, Porträts
Hentrich & Hentrich Verlag, Leipzig 2021, 221 S., 24,90 Euro

Nach mehr als 30 Jahren seit dem Mauerfall kommt eine Gruppe der DDR in den wissenschaftlichen Blick, die nie Gegenstand des westlichen Interesses war, wobei die Gründe selbst höchst unterschiedlich und vielfältig gewesen sein mögen. Nun wird endlich gefragt:

In welchem Spannungsfeld zwischen Anpassung und Dissidenz bewegten sich Juden in der DDR?

Wie lebten und verstanden sie ihr Judentum? Das Herausgeberteam hat sich auf *Porträts* verständigt. Wer wird porträtiert? Und re-präsentiert das Judentum in der DDR? Es ist außerordentlich erstaunlich, wie vielfältig der Bogen gespannt ist: Da begegnen wir Victor Klemperer, Arnold Zweig, Rudolf Schottländer und Stefan Heym aus der ersten Generation der Jüdinnen und Juden in der DDR; Barbara Honigmann, Jurek Becker und Wolf Biermann aus der jüngeren Generation. Eindrücklich die Porträts des Holocaust-Forschers Helmut Eschwege und des Streiters wider die Israelkritik der DDR, Eugen Gollomb!

Dass mit diesem Band wichtige Volkskammer-Texte von 1990 zur Stellung der DDR zur Shoah und zum Zionismus abgedruckt und damit zum Studium freigegeben werden, ist nicht hoch genug zu loben! Die Impulse und Initiativen von Lothar Kreyssig und der *Aktion Sühnezeichen Friedendienste* hätten dem Band gut angestanden, doch es ist gewiss erst der Anfang einer Annäherung an dieses Kapitel jüdischer Geschichte.

Heinz M. Fäh und Carl Boetsch (Hrsg.): Wenn ich rufe. Das reformierte St. Galler Gebetsbuch
Theologischer Verlag Zürich 2017, 207 S., 19,80 CHF, 17,90 Euro

Dies ist ein Nachhol-Dienst (2017!), doch angesichts gewisser Erschöpfungen mit dem Evangelischen Gesangbuch und der generellen Dürre im Liturgisch-Spirituellen ist das Gebetbuch des Ev.-Ref. Kantons St. Gallen ein Geschenk und eine Wohltat. Fülle und Vielfalt zeichnen die Sammlung aus. Es ist strukturiert in Orte, Zeiten, den Jahreslauf, den Lebenslauf, Situationen wie Kranksein, Bitten, Klagen und Vertrauen.

Sie kennen die reizende Szene aus dem Religionsunterricht: Der Lehrer fragt die Kinder: »Betet ihr vor dem Essen?« »Nein«, antwortet ein Mädchen, »meine Mutter kocht sehr gut!« Dies zur Verständigung über das Beten. Der Kanton ist nur zu beglückwünschen zu *diesem* Gebetbuch!

Wer betet, gibt nicht auf.

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter am Pädagogisch-Theologischen Institut im Evangelischen Bildungswerk Berlin i. R.

Publikationen der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche + Rechtsextremismus (BAG K+R)

Zweite Ausgabe der Schriftenreihe »Einsprüche. Studien zur Vereinnahmung von Theologie durch die extreme Rechte«
Auch in der zweiten Ausgabe beschäftigt sich die BAG K+R mit Akteur*innen, Ideologien und Strategien an der Schnittstelle zwischen Theologie und der extremen Rechten. Dafür schauen die Autor*innen auf Internetangebote, die am rechten Rand der Kirchen Brücken schlagen zwischen politisch neurechten und christlich-konservativen Milieus und auf Motive, Annahmen und Themen der Autor*innen zweier Sammelbände aus dem selbsternannten »rechten Christentum«.

»Impulse für den Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum«
Die Handreichung richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Arbeitsfeldern, die Informationen zu Rechtspopulismus und seinen Anknüpfungspunkten in kirchlichen Kontexten suchen. In der Neuauflage werden vor allem der Rechtspopulismus sowie die sogenannte »Neue Rechte« thematisiert.

Handreichung »Diskriminierung gegenüber Geflüchteten«
Die Handreichung »Diskriminierung gegenüber Geflüchteten« ist Teil einer Informationsreihe der BAG K+R im Flyer-Format, die Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und Diskriminierung thematisiert. Ein Augenmerk der Handreichung liegt auf dem Thema Rassismus, wie Geflüchtete ihn erleben und welche Folgen sich daraus ergeben. Zudem finden sich wichtige Impulse zum Umgang mit Diskriminierung gegenüber Geflüchteten für ehren- oder hauptamtlich Aktive im kirchlichen Raum.

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen: infobuero@asf-ev.de

Weitere Publikationen finden Sie im ASF-Webshop: www.asf-ev.de/webshop

»Als der Krieg begann, war ich in der Militärschule in Jelgava in Litauen. 1941 wurde ich gefangen genommen. Aber ich hatte Glück: Man schickte mich nicht in ein Konzentrationslager. Ich wurde zur Arbeit in eine Maschinenfabrik in Dessau geschickt. Deshalb habe ich überlebt. Nach der Befreiung am Ende des Krieges blieb ich noch drei Jahre beim Militär. Danach kehrte ich in meine Heimat zurück.

Im Nachbardorf traf ich einen Verwandten. Er nahm mich mit.

Wir fuhren durch das Dorf. Nachbarn grüßten mich. Ich näherte mich unserem Haus. Meine Mutter arbeitete gerade im Garten. Als sie mich entdeckte, begann sie zu rennen. Sie rannte nicht auf die Straße. Sie rannte quer durch den Garten. Sie stolperte, fiel hin, stand wieder auf und rannte und rannte. Diese Bilder sind mir immer noch im Gedächtnis.«

Oleksandr Drapel
1921–2021, Kyiv,
Kriegsgefangener während des Zweiten Weltkriegs

Kollektenbitte

für *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste setzt sich ein für die Anerkennung von Unrecht und Schuld und eröffnet neue Wege für Begegnung und Verständigung.

Liebevoll begleiten Freiwillige Überlebende des Holocaust, ehemalige Zwangsarbeiter*innen und andere Verfolgte des Nationalsozialismus. Noch immer stecken Splitter in Haut und Herz der Überlebenden, ihrer Kinder und Kindeskinder.

Engagiert tragen Freiwillige in Gedenkstätten und Museen zur Aufklärung über die Verbrechen bei und halten die Erinnerung an die Opfer lebendig. Sie wissen: Es hat mit uns zu tun.

Tatkräftig unterstützen Freiwillige Menschen, die auch in unserer Zeit Ausgrenzung, Verfolgung und Unrecht erleiden.

Gemeinsam engagieren sich die Freiwilligen gegen Antisemitismus, Rassismus und andere Formen von Menschenfeindlichkeit. In ihren Diensten gewinnen sie neue Perspektiven und einen weiten Horizont. Sie knüpfen Freundschaften über Grenzen und Generationen. Damit bereichern sie nach ihrem Dienst auch unsere Gesellschaft und unsere Gemeinden.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie das Engagement von über 160 jungen Freiwilligen in aktuell zwölf Ländern. Mit Ihrer Hilfe kann unsere Welt gerechter und friedlicher werden.

Herzlichen Dank

Jutta Weduwen
Geschäftsführerin von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt,
Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Lorenz Wilkens
Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Westkreuz
Auflage: 2.700 Stück | **Ausgabe:** September 2022

Bild- und Fotonachweise

Seite 10-11, 38-39, 48-49, 70-71 und 82-83: Fotos und Texte: Lesya Kharchenko. Wissenschaftliche Redaktion: Tetiana Pastuschenko. Gefördert von der Stiftung EVZ.
Seite 41: ASF/Ruthe Zuntz
Seite 43: Familie Affenkraut, Serge Klarsfeld
Umschlagrückseite: ASF/Helena Schätzle

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

... junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.

... Überlebenden der Shoah zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.

... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... einen Beitrag zu einer friedlicheren, demokratischen und solidarischen Welt zu leisten.

Junge Menschen können sich bis 1. November für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF unter www.asf-ev.de bewerben. Wir laden Menschen ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein! Infos unter asf-ev.de/sommerlager

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft Berlin